

**Zeitschrift:** Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins  
Zentralschweiz

**Herausgeber:** Historischer Verein Zentralschweiz

**Band:** 149 (1996)

**Artikel:** Bei "conservativen Hirten" und "aufgeklärten Fabricanten" : der  
Deutsche Johann Georg Kohl bereist die Urschweiz im Vorfeld des  
Sonderbundskrieges

**Autor:** Utz, Hans

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-118752>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Bei «conservativen Hirten» und «aufgeklärten Fabricanten»: Der Deutsche Johann Georg Kohl bereist die Urschweiz im Vorfeld des Sonderbundskrieges

Hans Utz, Kirchlindach\*

«Der große Strom des Fortschritts, der während der Neuzeit Europa durchfluthete, hat diese Schweizer Urstaaten, wie es scheint, noch wenig von jenem Flecke gebracht, wo sie vor Jahrtausenden standen.» (II, S. 37 f.) Mit diesem Zitat aus dem Reisebericht,<sup>1</sup> den ich vorstellen werde, sind zugleich dessen Gegenstand sowie der in ihm angelegte Gegensatz angesprochen. Der Kontrast zwischen der fortschreitenden Dynamik in den tiefergelegenen Ländern und der Statik in den Bergregionen Europas hatte sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gesteigert; er bestimmt den Rahmen, in den der weitgereiste Deutsche Johann Georg Kohl [1808–1878] seine Erfahrungen einzuordnen versucht.

## DER «ETHNOGRAPH» JOHANN GEORG KOHL

Der Norddeutsche Kohl darf für sich in Anspruch nehmen, manche Tieflandregion Europas zu kennen. Nun bricht er auf und bereist 1846/1847 die Schweiz in kritischer Umbruchzeit, um mit der Optik eines Tiefländers das Gegenbild, die Schweizer Alpenregionen, zu erforschen. In diesen «Urstaaten» will er das Beständige, Dauerhafte, «die Sitten der Bewohner und die Natur der Gegend beobachten» (I, S. iv) und beides unter vielfältigen Aspekten in seinem dreibändigen Werk

\* Unter den vielen, denen ich für Unterstützung danken möchte, nenne ich die zwei, die das ganze Manuskript gelesen und durch ihre Ratschläge verbessert haben, meinen Kollegen Professor Peter Gilg und unsern Sohn Professor Peter Utz.

<sup>1</sup> Johann Georg Kohl: Alpenreisen. 2 Bde., Dresden/Leipzig (Arnoldsche Buchhandlung) 1849, 8°, 419 & 468 S. Zitiert wird mit dem Band in römischen und der Seite in arabischen Ziffern; Kohls Schreibung ist beibehalten. Ein dritter Band Alpenreisen, 412 S. wurde bei Arnold in Leipzig, 1851, mit dem gleichen Satzspiegel und dem Untertitel «Naturansichten aus den Alpen» publiziert: 12 Kapitel, gleichsam lange Exkurse mit fast ausschliesslich naturwissenschaftlicher Thematik, wie «Die Lawinen», «Die Luftströmungen». Diesen Band habe ich hier nicht benutzt.

«Alpenreisen» darstellen. Jede Station seiner Reisen gibt ihm Anlass, das eine oder andere Thema aus einem weiten Fächer von Sachgebieten zu erörtern: Geologie, Topographie, Meteorologie, Botanik oder Zoologie; Wirtschaft, Gesellschaft, Politik; Traditionen oder Mentalität der Bergler – dies alles soll sich, historisch fundiert, zu einem Mosaik der Regionen, einem Bild des Landes zusammenfügen. Es versteht sich, dass Kohl kein Handbuch für den eiligen Touristen schreibt, keinen «Baedeker»: Er gibt keine Beschreibungen der Sehenswürdigkeiten oder Empfehlungen für Routen, Unterkunft oder Verpflegung.

Zur Vorbereitung seiner Reisen studiert er eifrig einschlägige Werke, aber nur zur Unterstützung, nicht als Leitfaden. Nichts will er unbesehen übernehmen, sondern alles selber erkunden und erfahren. Zur Ergänzung sucht er das Gespräch mit vielen Leuten aus allen Volksschichten, um einen bunten Fächer von Meinungen zu sammeln, die er notiert und überdenkt. Autopsie also, nicht Kopie. Vereinfacht formuliert er seine Methode so: «Ich als Ethnograph will bloß schildern, was ich sah und hörte.»<sup>2</sup> Das heisst auch, dass er sein persönliches Urteil zurückhält.

Diese selbstgewählte Bezeichnung «Ethnograph» ist ein Programm: Sie steht für sein umfassendes Ziel und seine umsichtige Methode. Nicht bloss als Beschreiber der Erde, «Geo-graph», will Kohl eingeschätzt werden, sondern als «Ethno-graph», Beschreiber des Volks oder der Völker, oder mit einem anderen Namen «Volkskundler». Er möchte eine wissenschaftliche Disziplin entwickeln, die in seiner Zeit noch nicht in den akademischen Fächerkanon aufgenommen war. «Die monographische und vergleichende Wissenschaft von den menschlichen Kulturen»<sup>3</sup> gab es in Ansätzen schon in der Antike; das Anliegen ist alt, der Begriff «Ethnographie» kam im 18. Jahrhundert gelegentlich vor. Die Ablösung von Geographie und Geschichte als autonome Wissenschaft vollzog sich erst im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts, etwas früher in den angelsächsischen Ländern und in Frankreich als in Deutschland, wo der erste Habilitand und die erste wissenschaftliche Gesellschaft erst um 1870 registriert sind. Demnach dürfte man Kohl in Deutschland zu den Pionieren der «Ethnographie» oder der «Volkskunde» zählen. Seine neuartige Zielsetzung lässt sich ein Stück weit erklären aus seinem unerhörten Wandertrieb, genährt von einer leidenschaftlichen Neugier, die aber in den herkömmlichen Studiengängen frustriert wurde.

Kohl wurde 1808 in eine Kaufmannsfamilie der Hansestadt Bremen geboren; in einer «mittelmäßig großen Stadt» erfuhr er in einem «mittelmäßigen Stand» eine diesem entsprechende «bürgerliche Erziehung». Nach dem Gymnasium bestimmten ihn seine Eltern zum nützlichen Studium der Jurisprudenz, ganz entgegen seinen Neigungen; diesen ging er nach, indem er während vier Semestern an den Uni-

<sup>2</sup> Johann Georg Kohl: Reisen in Schottland. 2 Bde., Dresden/Leipzig 1844, I, S. 109. Zu Kohls Methode in: Alpenreisen, I, S. 349: «Ich habe mich so daran gewöhnt, alles so viel wie möglich mit eigenen Augen zu sehen, daß eigentlich solche Dinge nicht für mich zu existieren scheinen, wenn ich sie nicht an Ort und Stelle beobachtet habe. Ich muß immer die Leute selbst haben reden hören.» – Vgl. auch I, S. 235, 386 f.

<sup>3</sup> Diese Definition steht unter dem Stichwort «Ethnologie» in: Fischer-Lexikon Soziologie, 1958. Ob «Ethnologie» und «Ethnographie» synonyme oder komplementäre Begriffe sind, ist hier ohne Belang. Die gelegentliche Einschränkung auf «primitive Völker» scheint überholt zu sein.

versitäten Göttingen, Heidelberg und München in vielen Fächern «schnupperte». Doch musste er, wie seine Biographen angeben, das Hochschulstudium aufgeben, weil sein Vater gestorben war; vielleicht – das ist meine Vermutung – konnte er nun die Universität verlassen und seine Forschungen durch Selbststudium fördern.<sup>4</sup> Von 1830 an war er sechs Jahre lang Hauslehrer in deutschstämmigen Adelsfamilien im Baltikum. Dort muss ihn die Grenzsituation rittlings über zwei Kulturen zum Schreiben angeregt haben. Sein erster grösserer Bucherfolg, «Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen, oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Estland»,<sup>5</sup> liess ihn den Entschluss fassen, das Reisen und die ethnographische Reisebeschreibung zum Beruf zu machen. Als Junggeselle reiste er von 1837–1863 durch viele Länder Europas und hielt sich auch vier Jahre lang in Nordamerika auf; dort machte er sich einen Namen als Amerikanist.<sup>6</sup> Während seiner Wanderzeit produzierte er in einem unheimlichen Rhythmus an die 25 Buchtitel (oft mehrbändig). Schliesslich, 55 Jahre alt, kehrte er nach Bremen zurück und wurde 1863 zum Stadtbibliothekar gewählt. Dieses Amt versah er bis zu seinem Tode im Jahre 1878. Die Publikationen aus dieser Zeit kreisen meist um die Geschichte seiner Vaterstadt, etwa «Ueber die Herkunft der Bevölkerung der Stadt Bremen.»<sup>7</sup>

Kurz vor seinem Aufenthalt in der Schweiz (1846–1847) hat Kohl die Britischen Inseln bereist und beschrieben. England, der Pionier der «Industriellen Revolution», hatte gegenüber seinen Nacheiferern auf dem Kontinent einen Vorsprung von etwa einem halben Jahrhundert; es bekam jedoch auch die sozialen Folgen der beschleunigten Industrialisierung am frühesten zu spüren. Kohl weiss, dass er auch in der Schweiz beides antreffen wird: eine anschwellende Dynamik im Tiefland – ich übernehme diesen in der Schweiz ungebräuchlichen topographischen Begriff<sup>8</sup> –, Statik oder sogar Stagnation im Alpenland. Hier – wir wissen es schon – lag der Brennpunkt seiner Interessen, denn er wollte über seine Alpenreisen berichten. Gebiete des Tieflands durchquerte er natürlich auch, und er machte auch dort seine Be-

<sup>4</sup> Biographische und bibliographische Angaben in: «Allgemeine deutsche Biographie», «Deutsches Literatur-Lexikon», «Walther Killy Literatur-Lexikon». – Einige Bemerkungen zur Autobiographie in Johann Georg Kohl: Aus meinen Hütten. Oder Geständnisse und Träume eines deutschen Schriftstellers. 3 Bde., Leipzig 1850. Die zitierten Ausdrücke in I, S. 385 f. Mehrmals deutet Kohl Konflikte bei der Berufswahl an: Naturwissenschaften, sein Wunsch, hätten nach Meinung der Eltern in Bremen keine Zukunft (I, S. 215 f., 248). Auch in diesem Buch entwirft er sein «Traumfach»: «Ich suchte das Fach, was mir den weitesten Spielraum gewährte, und alle die Fächer, die ich fand, schienen mir zu enge.» (II, S. 249)

<sup>5</sup> 2 Bde., Dresden/Leipzig 1841.

<sup>6</sup> Reiseberichte (Bibliographien wie Anm. 4) erschienen u.a. über Provinzen Russlands, Österreichs und Ungarns, über Irland, Schottland und England, die Niederlande, Dänemark, verschiedene Gegenden Deutschlands; Reisen in Kanada und Teilen der USA wie Kitschi-Gami oder Erzählungen vom Oberrhein-See. Ein Beitrag zur Charakteristik der Amerikanischen Indianer. Bremen 1859; Geschichte der Entdeckung Amerikas von Columbus bis Franklin. Bremen 1861. – Dem Autodidakten Kohl wurde die Würde eines «Doctor honoris causa» von einer [ungenannten] amerikanischen und von der Universität Königsberg verliehen.

<sup>7</sup> Bremen 1872.

<sup>8</sup> Kohl verwendet auch «ebene Schweiz», was zur Topographie nicht passen will, ebenso scheint mir «Mittelland» zu begrenzt und unbrauchbar für die Umgebung von Genf oder Basel. «Tiefland» leitet auch über zu den Nachbarstaaten.

*Kapitelüberschriften der 3 Bände «Alpenreise» von Johann Georg Kohl, die 1849 bis 1851 in Dresden und Leipzig erschienen sind.*

ERSTER THEIL

I. Winterfahrten

1. Das Böödeli
2. Aufs Grindelwaldner Eismeer
3. Ausflug nach Unterwalden
4. Tour ins Oberhasli
5. Besteigung des Briener Rothhornes
6. Ausflug nach Mürren
7. Zum Rosenlaugletscher
8. Reise in das Urbachthal

II. Frühlingsreise in der Urschweiz

1. Luzern
2. Alt[d]orf
3. Maderanenthal
4. Kloster Engelberg
5. Am Vierwaldstätter-See. Bekkenried
7. Schwyz
8. Auf dem Haken
9. Im Alpthale
10. Kloster Einsiedeln
11. Am Sattel
12. Über Arth nach Luzern
13. Auf dem Rigi
14. Luzern
15. Im Entlibuch und Emmenthal

ZWEITER THEIL

III. Sommerreise durch die rhätischen Alpen und auf die italienische Seite

1. Zürich
2. Am Züricher See
3. Appenzell-Ausserrhoden
4. Appenzell-Innerrhoden
5. Auf dem Kamor
6. Ragaz und die Kluft von Pfäfers
7. Chur
8. Felsberg und Reichenau
9. Zum Splügen
10. Chiavenna
11. Am See von Como
12. Die cimbrischen und suevischen Bergbewohner an der Gränze des lombardisch-venetianischen Königreichs
13. Trient
14. Am Gardasee
15. Lugano

16. Durch das Thal des Ticino
17. Auf dem St. Gotthard
18. Das Urserenthal
19. Andermatt
20. Auf der Furka
21. Am Rhonegletscher
22. Auf der Grimsel
23. Auf dem Unteraargletscher
24. Das Oberhaslithal

IV. Herbstreise nach Savoyen und durch den Jura

1. Freiburg
2. Vevay
3. Martigny
4. Col de la Tête noire
5. Chamouny
6. Auf dem Eismeer
7. Das Thal der Arve
8. Genf
9. Col de la Faucille
10. Lausanne
11. Am See von Neufchatel
12. Von Neufchatel nach La Chaux de Fonds
13. La Chaux de Fonds
14. Locle
15. Von Locle nach Solothurn
16. Solothurn
17. Von Solothurn nach Basel
18. Basel

DRITTER THEIL:

NATURANSICHTEN AUS DEN ALPEN

1. Die Schneedecke in den Alpen
2. Die Lawinen
3. Die Gletscher
4. Die Alpenseen
5. Die Luftströmungen in den Alpen
6. Das Reich der Töne in den Alpen
7. Der Gang der Sonne und des Mondes in den Alpen
8. Die Farben der Felsen
9. Veredelung auf den Höhen
10. Das Bild der Zertrümmerung des Berggebäudes in den Alpen
11. Die Mythen der Alpen
12. Miscellen

obachtungen. Das Tiefland erschien ihm «vom großen Strom des Fortschritts» zwar noch nicht «durchfluthet», aber immerhin erfasst: Neuerung, Verbesserung, «Wandel» werden spürbar im Gegensatz zur «Dauer» im Gebirge. Die «Neuschweiz» des Tieflands – diese Formel stammt von Kohl – wird Gegenbild zur stabilen «Urschweiz». Von beiden Bildern ist Kohl fasziniert; für beide ist sein liberaler Geist offen.

## DIE BEIDEN PARADIESE

Den Willen zur gründlichen Erforschung des zentralen Alpenraums beweist Kohl mit seinem Aktionsprogramm. Er bezieht im Herbst 1846 sein Standquartier, seine Operationsbasis, im zentral gelegenen Interlaken, in der Pension «Schlössli»,<sup>9</sup> und reserviert ein ganzes Jahr für Vorbereitung und Durchführung seiner Entdeckungsreisen. Für jede Jahreszeit plant er Fahrten, um, anders als die Touristen in der kurzen Sommersaison, hinter der Kulisse der stereotypen Idylle dem Alltag der Alpenbewohner auf die Spur zu kommen und das, was man «das wirkliche Leben» nennt, zu erfahren. So ergeben die vier Jahreszeiten auch die Gliederung seines Reiseberichts:

- I. Winterfahrten (I, S. 3–284),
- II. Frühlingsreise in der Urschweiz (I, S. 285–419),
- III. Sommerreise durch die rhätischen Alpen und auf die italienische Seite (II, S. 3–316),
- IV. Herbstreise nach Savoyen und durch den Jura (II, S. 317–466).

Ich illustriere mit Stellen aus Kohls Bericht zunächst den Kontrast zwischen der «Neuschweiz» und der «Urschweiz», bevor ich mich auf diese konzentriere. Meine Auswahl der Texte ist im Prinzip thematisch, obwohl der chronologische Ablauf der einzelnen Reisen – wie bei Kohl – bisweilen in meine Darstellung eingehen wird.

Kohl besteigt im Frühsommer 1847, zu Beginn der «Sommerreise», in Zürich das Dampfschiff, das ihn aus dem Tiefland seeaufwärts den Alpen entgegentragen wird.

Die Fahrt beginnt in der starkbevölkerten, reichbebauten, industriereichen Landschaft bei Zürich und endet in den volksarmen, felsreichen, nur von Hir-

<sup>9</sup> Der Besitzer war Peter Ober (\*1813), ein Elsässer, der sich in Interlaken «ingeheiratet» und sehr viel für die Entwicklung zum Kurort ins Werk gesetzt hatte. Markus Krebsler: Interlaken. Eine Reise in die Vergangenheit. Thun 1990, S. 210 et passim. – Obers Pension sei «aufs rühmlichste bekannt, [...] vorzüglich für solche Personen und Familien geeignet, welche nicht allzusehr im Gewühle der Menge zu leben wünschen. [...] Der Verwalter dieses Etablissements ist ein wissenschaftlich gebildeter junger Mann, spricht mehrere Sprachen und dürfte gelehrten Besuchern wohl mancherlei Dienste erweisen können», (Johann Leuthy: Der Begleiter auf der Reise durch die Schweiz. Zürich 1840 [ein Hotelführer], S. 126).

ten bewohnten Klüften des Inneren der Alpen. [...] Bekanntlich ist die Umgegend von Zürich einer der industriösesten Länderstriche der Welt. Die eine Hälfte der Bewohnerschaft ist mit der Baumwollenmanufactur, die andere mit der Verarbeitung der Seide beschäftigt. [...] Es fragt sich, ob irgendwo in der Welt ein Manufacturdistrikt einen reizenderen Anblick darbietet als dieser längs der Ufer des Züricher Sees. Man findet hier Dorf an Dorf, ein jedes stark bevölkert, jedes voll freundlicher Wohnungen, jedes mit Obstgärten, Weinbau und Laubgehölzen umgeben. Der Anblick der Dörfer bezeugte mir, daß die fabricirenden Menschen hier nicht in dieselbe Slaverei (*the white slavery*) verfallen sind wie in England. Obwohl einige Fabrikherren auch in dieser Gegend bedeutende Capitalien angesammelt haben und durch diese Capitalien denn auch über eine Menge Leute commandiren, deren Wohl und Wehe in ihren Händen ist, so sind doch im Ganzen nach schweizerischer Weise diese Capitalien mehr zerstückelt und vertheilt. Es giebt eine ganze Menge wohlhabender kleiner Fabrikherren von jeglichem Caliber, und diese wohnen nicht etwa, wie in Manchester, in einer einzigen großen räucherigen Stadt zusammengehäuft, sondern vielmehr in einer Menge hübscher Dörfer am See hin und in vielen kleinen Orten in den Thälern zur Rechten und Linken verstreut. Daher kommt es denn auch, daß die hiesigen Fabrikarbeiter nicht so völlig aus dem Zusammenhange mit der Natur und den übrigen Lebensbeschäftigungen herausgerissen sind. (II, S. 12–14)

Die Schweiz in den europäischen Horizont einfügen, sie mit andern Ländern vergleichen oder kontrastieren zu können, diesen Vorteil versteht Kohl dank seinen Erfahrungen zwischen Russland und Irland immer wieder zu nutzen. Dadurch werden Aspekte ins Licht gerückt, die einem einheimischen Berichterstatter nicht auffallen oder entgehen.

In diesem Ausschnitt ist es Grossbritannien, der Pionier der Industriellen Revolution, das nach Kohls Meinung zur Nachahmung sowohl anleitet, als auch davor warnt; denn dort habe sich der mechanisierte Grossbetrieb in unmenschliche Dimensionen ausgeweitet, dort versklavten Bergwerke und Schwerindustrie in ihrer Zusammenballung von Arbeitsstellen und Arbeitskräften die Menschen in den von Russ und Rauch geplagten Grossstädten und zerstörten die Einbettung der Wirtschaft in die Gegebenheiten von Natur und Gesellschaft. Dabei gehört Kohl durchaus nicht zu jenen Kulturpessimisten, welche den industriellen Fortschritt verteufeln – zum Beispiel fasziniert ihn die Vision eines Europa umspannenden Eisenbahnnetzes mit Tunnels durch die Alpen (II, S. 93–98) –, doch hält er Ausschau nach Alternativen zu Tempo und kapitalistischem Wildwuchs in Grossbritannien. Wäre die dezentralisierte, sanftere Umstellung, wie sie sich um Zürich und in andern industrialisierten Gegenden der Schweiz abzeichnet, nicht eher der Natur gemäss und damit menschlicher? Die englischen Fabrikarbeiter seien durch ihre einseitige Beschäftigung nur noch als Räder in einer Maschine, aber sonst zu nichts mehr zu brauchen.

Hier am Züricher See sind dagegen die Fabrikarbeiter auch sonst brauchbare und im höchsten Grade intelligente Menschen. [...] Vielleicht gehören sie zu den

gebildetsten und am besten gestellten Fabrikarbeitern der Welt. [...] Die schweizerischen Arbeiter sind überall sehr mäßig, sehr nüchtern, sehr intelligent und anständig, sehr sparsam und fleißig, und sie verdanken es besonders diesen Eigenschaften, daß sie in ihren von den großen Handelsmarktplätzen entlegenen Erdwinkeln im Stande sind, mit vielen weit günstiger situirten Fabrikgegenden zu concurriren. (II, S. 14 f.)

Auch die Arbeitgeber zeichneten sich durch Qualität aus. Kohl kommt auf diesen Aspekt, als er Lehrer der englischen, der französischen oder der italienischen Sprache in verschiedene Dörfer am Zürichsee aussteigen sieht. Diese behaupten, man könne in fast jedem Dorf die Hauptsprachen Europas, auch Buchhaltung und andere kaufmännische Fächer lernen. Wo fände man in Dörfern etwa in England solche Gelegenheiten?

Der Züricher Fabrikant und Handelsmann muß durch seine Intelligenz und seine vielseitige Brauchbarkeit und Regsamkeit über andere Fabrikanten und Handelsleute, die ihre Weltstellung mehr begünstigte, siegen. Er reist selbst nach Mailand oder Brescia, um an diesen Hauptmärkten für den Seidenhandel seine Rohwaaren möglichst billig einzukaufen. Er geht selbst nach Lyon und Paris, um die Bedürfnisse der Mode und die Leistungen des Geschmacks kennen zu lernen. Er besucht endlich auch in Person England und Amerika, der Baumwolle und der Maschinen wegen. Ja, er spinnt seine Fäden von diesem Centrum seines ganzen Netzes, diesem hübschen Züricher See, bis nach Ostindien und China aus.<sup>10</sup> (II, S. 15)

Gute Ausbildung, Intelligenz, Regsamkeit und Fleiss der Unternehmer wie der Arbeitenden vermögen nach Kohls Meinung, die Nachteile der schweizerischen Binnenlage, des Rohstoffmangels und des eingeschränkten Wirtschaftsraums aufzuwiegen. Derart positiv schätzt Kohl die Entwicklung von Industrie und Handel in der «Neuschweiz» ein.

Seine Beurteilung aus der Distanz von anderthalb Jahrhunderten zu korrigieren, steht mir nicht zu. Ich bin mir auch bewusst, dass schon meine Textauswahl und mein Kommentar mit dem Risiko subjektiver Verzerrung meine Absicht gefährden, Kohls Text in den Vordergrund zu stellen und ihn unmittelbar der Kritik der Leser auszusetzen. Vorbehalte sind dabei von vornherein angezeigt: Seine Basis ist ethnographischer Positivismus («Alle Erfahrungswissenschaften sind mir werth»);<sup>11</sup> doch wird bisweilen, wie es die zitierten Texte belegen, das sorgfältige Beschreiben und

<sup>10</sup> Dieses weltweit gespannte «Netz» von Handelsbeziehungen gab Stucki den Einfall, den Aufbau eines völlig unpolitischen Wirtschaftsimperiums durch die Schweiz im 19. Jahrhundert zu postulieren. Lorenz Stucki: Das heimliche Imperium. Wie die Schweiz reich wurde. Bern/München 1968.

<sup>11</sup> Aus meinen Hütten (wie Anm. 4), I, S. 293. – Kohl verallgemeinert, im 18. Jahrhundert sei «der Geist der gebildeten Menschheit mehr für die ideale Welt geweckt» gewesen; «jetzt sind wir mehr für die Anschauung der Erfahrungswelt erregt. [...] Unser Jahrhundert könnte man füglich das beobachtende, experimentierende und illustrirende nennen», ebd. I, S. 395. Damit ist der Positivismus treffend charakterisiert.

Vergleichen von Bewunderung überspielt. Die Zitate zeigen ebenfalls, dass nicht selten der Vorzug des Weitwinkelobjektivs die Tiefenschärfe verringert. So hätte man gerne etwas über das erstaunliche Ausmass der Mechanisierung dank Wasserkraft in der Spinnerei und Weberei<sup>12</sup> und über die Organisation solcher «Fabriken» vernommen. Verwirrend ist, dass Kohl mit «Fabrik» anderswo noch den Knotenpunkt der im Verlagssystem organisierten Heimarbeit bezeichnet, wie er sie im Appenzellerland antreffen wird.

Kohl hat sich offenbar in der Region Zürich zu wenig Zeit für einen Augenschein genommen; denn bald darauf wird er genau beobachten, wie die «Fabrikherren» in Appenzell-Ausserrhoden die Herstellung von Mousseline, meist veredelt durch feine Stickereien, an Heimarbeiterinnen in einem weiten Umkreis ausgeben und die Produkte nach peinlicher Kontrolle verkaufen. Hier nimmt er, seiner Methode gemäss, Augenschein und ergänzt ihn durch Hörensagen. Dabei vernimmt er im Gespräch mit einer Stickerin aus Innerrhoden, wie der Unternehmer deren Notlage ausnützt und sie schlecht bezahlt.<sup>13</sup>

Genau Beobachtung und eine ausführliche Darstellung widmet Kohl auch der präzisen Handarbeit der Uhrmacher und der erfolgreichen Vermarktung der Uhren im Neuenburger Jura (II, S. 412–436). Sonst liefern das Mittelland und der Jura für seinen Bericht bloss Material zum Vergleich, sie sind Folie zum Alpengebiet, seinem eigentlichen Ziel. Es ist, wir wissen es, der Richtpunkt auch seiner Dampferfahrt:

Bei Richterschwyl hört das Gebiet des Cantons Zürich völlig auf, und man tritt in das Gebiet der Urcantone. Da sind die Ufergelände grün, wiesig und waldig. Da sind die Häuser klein, einfach und alt. Da zeigen sich keine neuen Fabriken und nur eine spärliche, wenig geschäftige Bevölkerung. Da blöken und musizieren die Kühe mit ihrem melodischen Glockengeläute. [...] Da spiegeln sich die nun schon nahe getretenen Alpenhäupter in der Krystallfläche des Sees. Da steigen die frommen Pilger an den Fußpfaden des Etzel und der Schindellegi zu der gebenedeiten Mutter von Einsiedeln hinauf. Da wehen die frischen Berglüfte ihnen entgegen und tragen ihnen die erquicklichen Töne der Glocken von den Capellen, Kirchen und Klöstern zu. Da ertönt das Alpenhorn auf hoher Matte, da ruft der Senner jodelnd und jauchzend seinem Liebchen im Thale zu. «Mit einem Worte», so sagte ich, «auf dieser Ecke des Sees eröffnet sich mir wieder ein Paradies ganz anderer Art. Jene Hälfte bei Zürich haben die Neuzeit, die Industrie,

<sup>12</sup> Schon um 1827 waren im Kanton Zürich an die 200 000 mechanische Spindeln im Betrieb, davon 85% durch Wasserkraft angetriebene; mechanische Webstühle wurden seit den 1830er Jahren eingerichtet.

<sup>13</sup> Kohl lässt sich unterwegs von einer alten Frau den Ertrag ihrer Arbeit vorzeigen «Sie breitete das [Mousseline] Gewebe der Länge nach auf dem Grase aus und zeigte mir die feinen Blümchen, die sie hineingestickt hatte. Sie sagte, sie bekomme 6 Kreuzer dafür.» Kohl glaubt, dies sei der Lohn für ein einziges Blümchen, doch soviel kriegt sie für eine Elle Stoff mit 40 Blümchen, die sie, helles Licht vorausgesetzt, in anderthalb bis zwei Tagen fertigbringe. «Das Stück maß 18 Ellen, und sie hatte 4 Wochen daran gearbeitet. Sie brachte es nun dem Fabrikanten in Trogen zurück und war darüber voll Sorgen, ob er es wohl gut befinden und ihr wieder eine neue Arbeit geben würde.» (II, S. 35 f.)

die Cultur, die Kunst, der Mensch ausgeschmückt. Dieses Ende aber in der Urschweiz haben die Natur, das Alterthum, simple Hirten und die Frömmigkeit reizend gemacht.» (II, S. 17 f.)

Ich frage mich, ob Kohl mit dieser Anreihung parataktischer Sätze, alle mit «da» eingeleitet, die gängigen Klischees über die Idylle des Älplerlebens ironisch imitieren will. Hingegen ist er sicher, hinter dem Stereotyp ein «Paradies», wenn auch ganz anderer Art als jenes im Tiefland zu entdecken. Beide Daseinsformen beurteilt er positiv. Das vereinfachte Koordinatennetz: Kultur – Natur, Gegenwart – Vergangenheit, Modernisierung – Konservierung oder als Kürzel «Neuschweiz» gegen «Urschweiz» liegt seinem Bild von der Schweiz zugrunde.

Noch machte es den Anschein, als lebten die Einwohner der beiden «Paradiese» im Frieden nebeneinander. Miteinander auszukommen, waren sie als Eidgenossen eigentlich seit Jahrhunderten gewohnt. Jedoch wurde das Zusammenleben in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer schwieriger: In der Wirtschaft leitete das Tiefland, wie angedeutet wurde, folgenschwere Neuerungen ein und vergrösserte damit den Abstand zum stagnierenden Alpenraum. Nach 1830 setzten die meisten Kantone des Tieflands – auch zur Förderung ihrer Wirtschaft – politische Neuerungen ins Werk, indem sie sich liberale Verfassungen gaben. Deshalb mussten die Spannungen innerhalb der Eidgenossenschaft noch zunehmen, denn politisch war der Status quo im Bundesvertrag von 1815 zementiert; er garantierte die Souveränität der Kantonsstaaten in einem lockeren Staatenbund. An diese bestehende Ordnung zwischen den Bundesgliedern klammerten sich die «Urstaaten», während die dynamische Neuschweiz in einem nächsten Schritt den Bundesstaat mit liberaler Verfassung durchzusetzen versuchte. Angesichts des Widerstands der konservativen Urschweiz, der sich im Sonderbund organisierte, mussten die Neuerer den Bruch des Bundesvertrags in Kauf nehmen. Sie entschieden sich für die Zukunft auf Kosten der Vergangenheit und riskierten den Bürgerkrieg, den Krieg gegen die sieben Sonderbundskantone (Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug, sowie Freiburg und Wallis), der im November 1847 ausbrach und mit dem Sieg der Neuschweiz im gleichen Monat beendet wurde.<sup>14</sup>

## WETTERLEUCHTEN IM VORFELD DES BÜRGERKRIEGS

Wie Kohl im Herbst 1846 seinen Aufenthalt in den Schweizer Alpen beginnt, erwartet er eine poetische Idylle: jenes seit einem Jahrhundert aufpolierte Bild von Landschaft und Bewohnern der Alpen. Unvermittelt muss er erkennen, dass sich unter der Firnis äusserlichen Friedens der Zündstoff eines existenziellen Konflikts aufgehäuft hat. Diesen unheimlichen Kontrast formuliert er:

<sup>14</sup> Neben den Handbüchern und Darstellungen zur Schweizergeschichte wurde Erwin Bucher: Die Geschichte des Sonderbundskrieges. Zürich 1966, herangezogen.

Die Schweiz ist wohl das einzige Land in Europa, das von einem Ende zum anderen bei jedem Schritt, den man dahin thut, schön und interessant ist. [...] Freilich muß es dann auch besonders schmerzlich sein, ebenfalls auf Schritt und Tritt nicht nur an die Schönheit der Schweiz, sondern auch an ihre innere politische Zerrissenheit erinnert zu werden. (I, S. 84, 85)

Besonders schrill explodiert auf jener Dampferfahrt auf dem Zürichsee Feindschaft mitten im Frieden. Kohl hat eben seiner Bewunderung für die zwei «Paradiese» beredten Ausdruck gegeben<sup>15</sup>, da überschüttet ihn der Redeschwall eines mitreisenden Herrn, «eines Fabricanten aus dem Züricher Industriedistrikt».

«Halte là! Monsieur, en louant ces montagnards là sur les rochers, vous faites à peu près comme Monsieur Lamartine<sup>16</sup> qui a même doré la guillotine. Vous croyez peut-être que ce sont tous des *pasteurs fidèles*, ces Messieurs de Schwyz. Oh non! Ce sont des coquins qui se disent loyaux. Ce sont des hypocrites, ce sont des insolents qui osent s'opposer à notre diète. Ce sont des traîtres qui nous amèneront les Autrichiens et les Croates dans notre beau pays. Et quant à Monsieur le prince-abbé de Einsiedlen et les seigneurs-magnates de Uri et de Unterwalden, nous leur montrerons en peu de semaines que ce n'est plus le temps de nous traiter en bêtes. Nous ne serons plus leurs dupes; et quand ils résistent, nous les chasseront avec les pères Jésuites, ces *bons pères* infernaux, tous hors de notre pays. C'est fini ce gouvernement des pasteurs de troupeaux. Nous n'en voulons plus.» So hörte ich nicht bloß einen, sondern mehrere dieser Herren gegen die Berge declamiren, und dabei hoben sie die geballten Fäuste gegen sie auf, so daß die Scene fast komisch wurde, da diese Fäuste doch nur wenige Fuß weit über das Geländer unseres Schiffes herüberraegen konnten. (II, S. 18 f.)

Frontal greift der «Fabricant» die «treuen Hirten» an; so maskiert sich die Kampfansage der Neuschweiz an die Urschweiz. Dieser personalisierte Gegensatz hat den Titel meines Artikels suggeriert; die zugeordneten Adjektive sind aus einer späteren Gegenüberstellung übernommen.<sup>17</sup> Das zweite Paar des Titels soll die Neuschweiz einerseits mit der Aufklärung, andererseits mit der Industrialisierung vertreten. Und wenn auch in Kohls Bericht die Alpenregion im Zentrum steht, so ist die Situation doch erst im Kontrast und Konflikt zur Neuschweiz ganz erfassbar.

Dieser Konflikt wird hier auch an der sprachlichen Oberfläche greifbar, im Gebrauch des Französischen für diese Schmäherei. Kohl gibt keine Erklärung, doch könnte er damit die gleich vorher gelobte Weltgewandtheit der Zürcher Unternehmer illustrieren. Dieser Herr, so vermute ich, will vor den Passagieren seine Über-

<sup>15</sup> Siehe oben S. 12.

<sup>16</sup> Alphonse de Lamartine (1790–1869), Dichter der französischen Romantik, seit 1833 auch Politiker. Seine Reden und seine «Histoire des Girondins», 1847 (auf die sich die Anspielung in der Rede beziehen dürfte) werden viel zum Erfolg der Februarrevolution 1848 beitragen, aber der Aufstieg von Louis Napoleon wird seine politische Tätigkeit beenden.

<sup>17</sup> Siehe unten S. 60.

legenheit demonstrieren: Er zeigt sich fähig, in der Fremdsprache dem Ausländer verschlüsselt seine Meinung kundzutun.

Diese Drohrede zitiere ich auch als Beispiel für die Tonlage und die Stossrichtung der Polemik seitens der extremen Neuerer: Der eine Stoss zielt auf den Sturz der «treuen Hirten», die angeblich den Kanton Schwyz regieren, der andere auf die Vertreibung der «guten Väter», der Jesuiten, denen vier Sonderbundskantone das höhere Schulwesen anvertraut haben. Dieser zweite Anwurf, der auch den reichen Fürstabt von Einsiedeln streift, macht deutlich, wie der Konflikt innerhalb der Eidgenossenschaft in dieser seiner letzten Phase zu einem Kampf zwischen den Konfessionen verzerrt wurde, was Emotionen freisetzte und auf beiden Seiten die Scharfmacher obenauf schwemmte; so gaben nun unter den Neuerern statt der gemässigten Liberalen die Radikalen den Ton an. Diese verdächtigten den Sonderbund, die Unterstützung der konservativen Grossmächte, vor allem von Metternichs Österreich anzufordern, und bezichtigten ihn, wie in diesem Text, des Landesverrats.

Landfriedensbruch war der berechtigte zugkräftige Vorwurf der Gegenseite: Die zwei Freischarenzüge zum Sturz der legitimen Regierung von Luzern im Dezember 1844 und im März 1845 von Radikalen aus den Nachbarkantonen angezettelt, waren kläglich gescheitert. Auch viele Liberale empörten sich über diese Herrschaft des Faustrechts; auf der Seite des Sonderbunds wiederum wurde der fanatische Kurs des Kriegsrats nicht von allen gebilligt. So war, als zur Zeit von Kohls Dampfahrt die Tagsatzung zu Entscheidungen zusammentrat, der Sieg der Neuerer zu erwarten; aber der Beschluss, den Sonderbund mit Gewalt aufzulösen, stand noch aus; die Gemässigten beider Seiten suchten zu vermitteln.

Kohl setzt Freischarenzüge wie Sonderbund voraus; er registriert ihren Widerhall in der Bevölkerung vor allem der Alpenregionen. Als interessierter, aber neutraler Ausländer geht er den Stimmungen und der Mentalität nach und notiert das Wetterleuchten im Vorfeld des bewaffneten Konflikts. Aber ebenso aufmerksam wie die «politische Zerrissenheit» vermerkt er weiterhin die für ihn positiven Aspekte der «Schweizerwelt», beider «Paradiese». In dieser Zwiespältigkeit wird sein Bericht, wie ich meine, eine beachtenswerte Quelle zur Befindlichkeit der Schweiz im Jahr vor dem Ausbruch des Sonderbundskrieges.

In den Vordergrund rücke ich die drei Urkantone, das Kernstück des Sonderbunds wie des Alpengebiets. Kohls Alpenregion oder «Hirtenland»<sup>18</sup> schliesst die nördliche Voralpenzone ein bis zu einer Linie Vevey-Thun-Luzern-St. Gallen (ohne diese Städte) und wäre damit zu umfangreich für meinen Artikel. Entsprechend Kohls Gewichtung begrenze und zentriere ich meine Darstellung auf seine Reisen in die drei Urkantone und einen Abstecher ins Appenzellerland.

<sup>18</sup> Kohl braucht die beiden Ausdrücke als synonym, was sich aus der Feststellung: «Die Urschweizer sind durch und durch Hirtenvölker» (I, S. 349) ablesen lässt. Der Ausdruck «Hirtenland» wird in Johannes von Müllers Übersetzung von Karl Viktor von Bonstettens: *Lettres sur une économie pastorale*, 1782, m.W. erstmals aktenkundig. Europaweit verbreitet wurde das Zitat «Lern dieses Volk der Hirten kennen!», aus Schillers «Wilhelm Tell». «Hirtenland» wird heute noch stellvertretend für das Gebiet alpiner Wirtschaft und Kultur gebraucht.

In jedem Kapitel stelle ich je einen oder zwei wichtige Aspekte ins Zentrum. Damit verschaffe ich dem Bericht über den Bericht etwas mehr Übersichtlichkeit; ich folge aber auch ab und zu dem Rhythmus der Reise und halte Beobachtungen fest, die sich einem bestimmten Thema nicht zuordnen lassen. Zum Abschluss des Artikels werde ich von der «Nahaufnahme» zum «Weitwinkel» zurückkehren.

Nehmen wir also mit Johann Georg Kohl den Weg zur «Entdeckung» der Urschweiz unter die Füße.

## UNTERWALDEN: «GOLDENES ZEITALTER» ODER «BARBAREI» ?

Seinen ersten Ausflug in die Innerschweiz unternimmt Kohl von Interlaken aus im November 1846, einige Monate vor der oben erwähnten Fahrt auf dem Zürichsee, mit einem Führer aus dem Berner Oberland (I, S. 60–106). Den Grenzübergang markiert das «Zoll- und Wachthaus» am Brünig-Pass (I, S. 63). Kohl nimmt nicht Anstoss daran, dass zu jener Zeit noch jeder Kanton ein eigenes Zollgebiet ausmachte, was den wirtschaftlichen Austausch und Aufschwung hemmte. Hingegen fällt ihm die geringe Bevölkerungszahl dieser Kantone auf (Uri hat nach Kohls Informanten 14 000, Unterwalden, zweigeteilt, 22 000 Einwohner<sup>19</sup>); er behauptet etwas übertreibend, «daß es in London manche Straße giebt, in der eben so viele Menschen wohnen, wie in einem ganzen solchen souverainen Staate der Schweiz.» (I, S. 67)

Die kleine katholische Kapelle auf dem Brünig erinnert den Wanderer daran, «daß er nun in eine andere große Abtheilung der kleinen Schweizerwelt eintritt, nämlich in die katholische Urschweiz» (I, S. 64). Das protestantische Vorurteil, dass er im katholischen Obwalden Unordnung und Unsauberkeit antreffen werde, erweist sich als voreilig:

Die Dörfer waren alle sehr nett und reinlich gebaut und die Häuser von außen und innen sehr sauber. Ueberhaupt hat das ganze Land eine äußerst lachende und ansprechende Physiognomie. Ueberall große Wiesen mit Wäldchen und Seen hübsch vermischt. Viehzucht ist das vornehmste und fast einzige Gewerbe der Leute seit uralten Zeiten. Weil das Vieh ihnen alles giebt, was sie nöthig haben, so halten sie es auch vortrefflich. [...] Die Leute sind auch so höflich gegen ihre Kühe, daß sie «Trinken» nennen, was wir bei dem Vieh «Saufen» heißen. Das Saufen brauchen sie dagegen gewöhnlicher von dem Menschen. (I, S. 74 f.)

Eine vergleichbare Abstufung zwischen Mensch und Vieh hat Kohl im Berner Oberland beobachtet: In mehreren Dörfern gebe es jetzt Versicherungsanstalten gegen Unfälle, die dem Vieh zustossen können. Er hält dies für «ein neues Zeichen des Erwachens eines wohlthätigen Associationsgeistes der Bergbewohner. [...] Es ist

<sup>19</sup> Die erste eidgenössische Volkszählung im Jahre 1850 ergab für Uri 14 505 und für Unterwalden 25 138 Einwohner.

nur merkwürdig dabei, daß man hier immer zuerst an das Vieh denkt und nicht an den Menschen.» Gebe es doch viel mehr Unfälle, wo Menschen, «Hunderte von Familienvätern jährlich» zu Schaden oder sogar ums Leben kämen, aber noch sei niemand je auf die Idee gekommen, «Vereinigungen für die Versicherung» von Menschen zu bilden. (I, S. 121)

Viehzucht dominiert – nach Definition – überall im Hirtenland. Kohl fährt fort in der Beschreibung der Landwirtschaft in Unterwalden: «Soviel Ackerland, daß ein Pflug nöthig oder nützlich wäre, hat fast niemand.» (I, S. 76) Warum denn auf den flachen Talböden kaum je Äcker angelegt würden? Um möglichst viel von dem Vieh, das im Herbst von den Alpen herabsteigt, den Winter über füttern zu können, benötige man jedes Flecklein Land im Tal als Heuwiese oder Weide. Diese auf Monokultur basierende urschweizerische Landwirtschaft gehe, wie Kohl meint, «auf uralte Zeiten» zurück. Dies trifft zwar nicht zu: Erst im Spätmittelalter konnten die Alpenregionen auf volle Selbstversorgung verzichten, weil sie nun auf Märkten des Tieflands die Produkte des Ackerbaus beschaffen und den Überschuss ihrer Viehwirtschaft verkaufen konnten. Deshalb verlegten sie sich ganz auf diese Form der Landwirtschaft, die in den Berggebieten aus topographischen und klimatischen Gründen am meisten Ertrag abwirft.<sup>20</sup>

Was Kohl zum Stand der Viehwirtschaft im Alpengebiet beobachtet, rechtfertigt, wie ich meine, einen kleinen Exkurs. Ihre Methoden erscheinen ihm als unabänderlich, daher als veraltet. «So wie die Alpen oben, so sind auch die Wiesen unten größtentheils noch Allmenden, und schon deswegen kann der Ackerbau keine Fortschritte machen.» (I, S. 76) Fortschritte mache dagegen «überall in der nichtalpinen Schweiz die Futterkräutercultur und die daraus hervorgehende Stallfütterung des Viehs.» (I, S. 395) Beides, die Aufteilung und Privatisierung der Allmenden ebenso wie die Verbesserung und Vermehrung des Futters, gehören mit zu den Zielen der Agrarmodernisierung, die seit etwa 1750 im Tiefland begonnen, im Hirtenland jedoch nie Fuss gefasst hat; Kohl kritisiert «die altmodige nomadische Alpenwirtschaft» (I, S. 395). Ob die natürlichen Gegebenheiten die Verbesserungen nicht zuliessen oder die Äpler sie aus Treue zur Tradition von vornherein ablehnten, ist schwierig abzuwägen. Jedenfalls scheint heute akzeptiert, dass erst mit der Agrarmodernisierung die Landwirtschaft im Tiefland dank ihrer erhöhten Produktivität jene im Alpenland seit etwa 1800 deutlich überholen konnte.<sup>21</sup> Kohl erkennt, was betont zu werden verdient, diese folgenschwere wirtschaftliche Diskrepanz zum

<sup>20</sup> Ackerbau im Alpengebiet ist im Mittelalter nachgewiesen, Umfang und Veränderungen sind noch nicht völlig geklärt. Hier mag die Aussage genügen: «Die landwirtschaftliche Spezialisierung auf Schlachtviehzucht und Milchverarbeitung zu Butter, Käse und Ziger hat sich im Alpenraum erst im Spätmittelalter vollzogen.» (Werner Meyer: Die Schweiz in der Geschichte, 700–1700. Zürich 1995, S. 123).

<sup>21</sup> Christian Pfister: Geschichte des Kantons Bern seit 1798. Band 4: Im Strom der Modernisierung. Bern 1995, S.166: «Die Berg- und Alpwirtschaft war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in ihrer marktorientierten Reaktionsbereitschaft dem ackerbäuerlichen Subsektor [im Tiefland] überlegen.» Dieses Buch ist trotz seiner Beschränkung auf den Kanton Bern für «Bevölkerung, Wirtschaft und Umwelt» auch der benachbarten Kantone ein kompetenter Wegweiser.

Nachteil der Bergregionen, die sich im Vorfeld des Sonderbunds Konflikts auch als politische Schwächung auswirken musste.

Kehren wir vom Exkurs zurück zum Alltag der Unterwaldner. Der Monokultur entsprechend ist ihr Speisezettel einseitig. Ihr «Mehl- und Brotmarkt» ist Luzern, doch brauchten sie so wenig Brot, dass der Käse das «tägliche Brot» ersetze; ihn nannten sie schlechtweg «Spys» (I, S. 76).

Hier füge ich zwei Bemerkungen ein: Erstens belegen die Kommentare zu «Spys» und «Saufen» Kohls waches Interesse für Sprache und Sprechweisen. Sie sind integraler Bestandteil des Bildes, das er sich von einem fremden Volk macht, und manche seiner Beobachtungen verdienen noch heute Beachtung. Ich hebe heraus: Eigenarten von Sprachvarianten (zum Beispiel die Dialekte in der deutschen Schweiz, in romanisch Bünden und im Tessin), Zweisprachigkeit (das Zurückweichen des Romanischen vor dem Deutschen), Sprache und Volkstum in deutschsprachigen Exklaven in Norditalien.<sup>22</sup>

Zweitens: «Käse» war schon damals ein Kennwort, das jedermann zur Schweiz einfallen musste. Kohl erkennt dessen Bedeutung für die Volkswirtschaft der Alpenregionen: «Der Käsehandel ist für das Land mindestens eben so bedeutend wie für Bordeaux der Weinhandel.» (I, S. 354) Dem Käse, seiner Herkunft, seiner Herstellung und Verwertung widmet er viel Raum, und er holt aus zu entsprechenden Exkursen unter den Ortsbezeichnungen Brienz sowie Entlebuch und Emmental (I, S. 132–137, 408–415). Einzelne seiner Bemerkungen scheinen etwas fragwürdig, so jene Behauptung, von der ich ausgegangen bin, dass «der tägliche Käse» die Hauptspeise sei. Brienzler erzählen ihm von Käseläuben, die in Bauernhäusern als Ausweis von Reichtum an die hundert Jahre verschimmelt gehortet, in einem Fall gar als eine Mitgift aus dem Simmental an die Erben weitergegeben worden seien. In den Lagern der Emmentaler Käsehändler, sagt man ihm, seien viele Männer nur damit beschäftigt, «dem Käse mit einer scharfen Bürste stundenlang den Rücken zu kratzen» (I, S. 413), eine Behauptung, die Kohl in Jeremias Gotthelfs «Käserei in der Vehfreude» schon 1850 eine hämische Fussnote eintrug.<sup>23</sup> Man kann sich vorstellen, wie Kohl mit bohrendem Interesse «Gewährsleute» ausgefragt hat, diese sich aber den Spass erlaubten, dem Fremden, der ihnen schon mit seinem unheimlich norddeutschen Akzent komisch vorkam, bisweilen einen Bären aufzubinden oder, wie

<sup>22</sup> Eigenarten im schweizerischen Gebrauch des Hochdeutschen II, S. 17, 92 f.; die Dialekte des Romanischen (mit Wörterlisten) II, S. 69–73; das Romanische auf dem Rückzug II, S. 65–69, 74–76; ein ausführlicher Exkurs über die deutschsprachigen Exklaven der Sette und der Tredici Comuni (deren Bewohner sich als Nachkommen der «Cimbern» oder der «Sueven» ausgeben) im Bergland östlich der Etsch zwischen Trient und Verona, mit Hypothesen über ihre Herkunft, mit Volkskundlichem und vielen Sprach- und Literaturbelegen, II, S. 163–206.

<sup>23</sup> Das zitierte «stundenlange Rückenkratzen» der Käseläube habe zum Zweck, so erzählte man Kohl, das Salz in die innere Käsesubstanz eindringen und dadurch die Augen [Löcher] des «Emmentalers» vergrößern zu lassen. Die Begründung, «daß es auf diese großen Augen besonders für die nach Deutschland bestimmten Käse sehr ankäme. Von Jahr zu Jahr müßten sie darauf sehen, den Käsen die Augen mehr aufzureißen, weil die Deutschen sie immer größer verlangten» (I, S. 413), hätte

es im Berner Dialekt heisst, «e Chäs z verzelle». Mündliche Quellen sind immer nur so zuverlässig wie die Sprecher; das dürfen wir bei der Lektüre der «Alpenreisen» nicht ausser Acht lassen. – Doch kehren wir nach dieser Warnung und einem Umweg zurück nach Unterwalden.

Die Kirchen sind unter den öffentlichen Gebäuden dieses Landes die schönsten, und außer ihnen habe ich nur noch eine Gattung kennen gelernt, nämlich die Zeug- und Schützenhäuser. [...] Gute Schützen sind die Leute alle durch die Bank, und sie verfehlen ihr Ziel so wenig wie die Tscherkessen im Kaukasus, und man muß ihren Eifer und ihr Geschick bei ihren Schützenfesten bewundern, bei denen es fast nicht weniger geschäftig zugeht wie in ihren Schlachten. Der Hirtenstab, die Büchse und das Gebetbuch, die Alpen, die Schützenhäuser und die Kirchen, das sind die vornehmsten Dinge für diese Leute. [...] – Auf den, welcher aus der Geschichte weiß, wie und mit welchem Löwenmuth dieses Land zu Zeiten vertheidigt wurde und mit welcher Aufopferung und welcher Energie es noch jetzt jeden Augenblick im Falle der Noth vertheidigt werden würde, macht es einen eigenen Eindruck, diesen ganz kleinen, so kriegerischen und in der ganzen Welt durch seine Heldenthaten berühmten Staat mit so friedlicher und völlig idyllisch-poetischer Physiognomie vor sich zu sehen. (I, S. 77 f.)

Die Stereotypen der alpinen Idylle, wie er sie später, bei der Annäherung an das schwyzerische Ufer des Zürichsees, abstrakt formulieren wird,<sup>24</sup> lassen sich schon bei seinem Besuch in Obwalden mit konkreten Inhalten verknüpfen: Die Natur (die ansprechende «Physiognomie» der Landschaft), das Altertum («der Löwenmuth» in der Verteidigung), simple Hirten (Viehzucht über alles) und Frömmigkeit (die schönen Kirchen und das Gebetbuch).

Dass die «simplen» oder «treuen» Hirten oder Viehzüchter in den Urkantonen immer noch den Ton angeben, wird Kohl aus einer zufälligen Begegnung klar: Er holt am Lungernsee einen «schönen, großen, wohlgekleideten Mann» ein, «der ein hübsches fettes Kalb hinter sich her zog», und erfährt:

Seine Familie hatte schon seit alten Zeiten hohe Aemter in der Republik bekleidet. Sein Vater, ein Wirth in Lungern, war Bannerherr gewesen, sein älterer verstorbener Bruder sogar Landammann,<sup>25</sup> und er selber war noch jetzt Senator, d.h.

Kohl misstrauisch machen sollen. Gotthelfs höhnische Korrektur des Käsesalzens: «Die Geschichte wegen Käsbürsten, welche Kohl erzählt, ist ein dem berühmten Manne angehängter Witz, der allen Leuten lästig wird durch sein Fragen und solche Antworten sich hageldick zuzieht. Man fährt wohl mit einer Bürste über die Käse, aber bloß, um die Salztropfen zu verwischen, was zwei Sekunden für jeden Käs braucht.» Jeremias Gotthelf: Die Käserie in der Vehfreude. Sämtliche Werke in 24 Bänden. Erlenbach/Zürich 1922. Band 12, S. 172, Fussnote. Es fragt sich, ob diese Notiz auch Zeugnis für eine frühe Rezeption von Kohls «Alpenreisen» in der Schweiz ist; Kohls Werk erschien 1849, Gotthelfs 1850. Fraglich ist auch, ob Gotthelf im Ernst Kohl für «berühmt» hält.

<sup>24</sup> Siehe oben S. 12.

<sup>25</sup> Josef Ignaz Britschgi (1806–1839), Landammann von Obwalden 1837–1839. Der renommierte Gasthof der Familie Britschgi hiess «Zum goldenen Löwen».

Mitglied des obersten Rathes des Landes, der im Namen der Landsgemeinde die Staatsangelegenheiten leitet. (I, S. 92)

Kohl verbringt die Nacht im Gasthaus dieses Rats Herrn, der das fette Kalb seinen Gästen stückweise gebraten vorsetzen wird. Bauer, Wirt und zugleich Rats Herr! – «aber dieß ist ganz urschweizerisch» (I, S. 92). An einer anderen Stelle erklärt Kohl seinem deutschen Lesepublikum,

daß das Wort «Bauer» den üblen Nebenbegriff, den wir mit ihm verbinden, nicht hat. [...] Bauer hat hier mehr die Bedeutung von Landbewohner, während wir uns dabei gleich einen der Nachkommen der ehemaligen Leibeigenen vorstellen, die hier in der Schweiz zum Theil gar nicht existirten, zum Theil sehr frühzeitig abgeschafft wurden. (I, S. 149)

Kohl entlockt seinem Gastgeber, dass der «altherkömmliche Sold eines Landammanns 20 Schilling (1 Franken) täglich sei», und Kohl überlegt, dass dieser höchste Würdenträger des Kantons in einem Jahr so viel verdiene wie der Headmaster der berühmten Schule von Eton in England in einem Tag. «Die anderen obersten Beamten des Landes haben eine noch geringere Besoldung, und man mag darnach auf die Wohlfeilheit dieses Staatshaushaltes schließen.» (I, S. 93)

Zwingend drängt sich Kohl die Frage auf, wie «Meine Gnädigen Herren» vom Landrat und «die hohe Landsgemeinde» (beides Ausdrücke im Protokoll des Landeschreibers, I, S. 96, 97) – eine seltsame Verflechtung von Oligarchie und Demokratie – gemeinsam das Volk von Obwalden regieren. Weil jedoch Kohl im Mai 1847 der Landsgemeinde von Uri als Zuschauer beiwohnen wird, verschiebe ich seine Beobachtungen und Erörterungen über dieses für ihn wichtige Thema auf das nächste Kapitel. Darüber nur noch soviel von seiner Wanderung durch Unterwalden.

Unterwegs kommt Kohl ins Gespräch mit einem Tagelöhner und fragt ihn, ob er auch eine Stimme auf der Landsgemeinde habe. «O ja!» sagte er, «in den Ring darf ja jeder hinein, und ich habe manchmal meine Hand gestreckt. Aber meine Meinung habe ich nicht dazu gegeben. Dazu fehlt unser einem die Couragi! [...] Der gemeine Mann luegt halt auf die Herren. Was die Herren machen, das ist halt gemacht. Unsereins streckt bloß die Hand aus.» (I, S. 90)

Diese Aussage bestärkt den Führer Kohls, der aus dem Berner Oberland stammt, in seinem Spott über die Landsgemeinde, «daß das Ganze nichts weiter sei, als was die Engländer einen *humbug* nennen,» (I, S. 88) und in seiner Verachtung der Unterwaldner als einer «höchst bigotten, abergläubischen und stupiden Race.» Kohl nimmt diese Vorurteile eines radikalen «Freischärlers» kühl zur Kenntnis, ist aber überrascht, dass sein Begleiter sehr freundlich «mit unseren neuen Bekannten» (I, S. 73) umgeht. Der Deutsche vermutet versteckte Sympathien zur Neuschweiz, erinnert aber besonders an das althergebrachte gute Einvernehmen zwischen den Hirten im katholischen Obwalden und den Hirten im reformierten Berner Oberland:

Sonst waren die Unterwaldener und ihre Nachbarn, die Leute aus dem Berner Haslithale, sehr gute Freunde, und sie kamen bis noch vor wenigen Jahren auf

den Bergen, welche ihre Thäler trennen, häufig zusammen, um Ring- und Kampfspiele zu feiern. [...] Bei der jetzigen Spannung zwischen den Urkantonen und den neumodig liberalen Bernern hat dieser freundnachbarliche Verkehr völlig aufgehört, und jene Spiele sind nun ganz eingestellt. (I, S. 91)

Hass glimmt zwischen beiden Parteien, aber nicht in jeder Äplerbrust. Die Fronten innerhalb der Bevölkerung eines Kantons sind offenbar nicht so klar abgesteckt wie zwischen den Regierungen. So glaubt Kohl dank seinem langen Aufenthalt in Interlaken zu wissen, dass «ohne Zweifel die Masse der Bevölkerung» im Berner Oberland «antifreischärlerisch gesinnt» sei; sie werde «wider ihren Willen, ohne daß sie Widerstand zu leisten vermöchte, von einer Partei [den Radikalen] beherrscht.»<sup>26</sup> (I, S. 272) Aufgrund dieser Opposition und der traditionellen Solidarität unter den Äplern lässt sich die Hoffnung nähren, dass der «Brünig-Schwinget»<sup>27</sup> einmal wieder stattfinden kann.

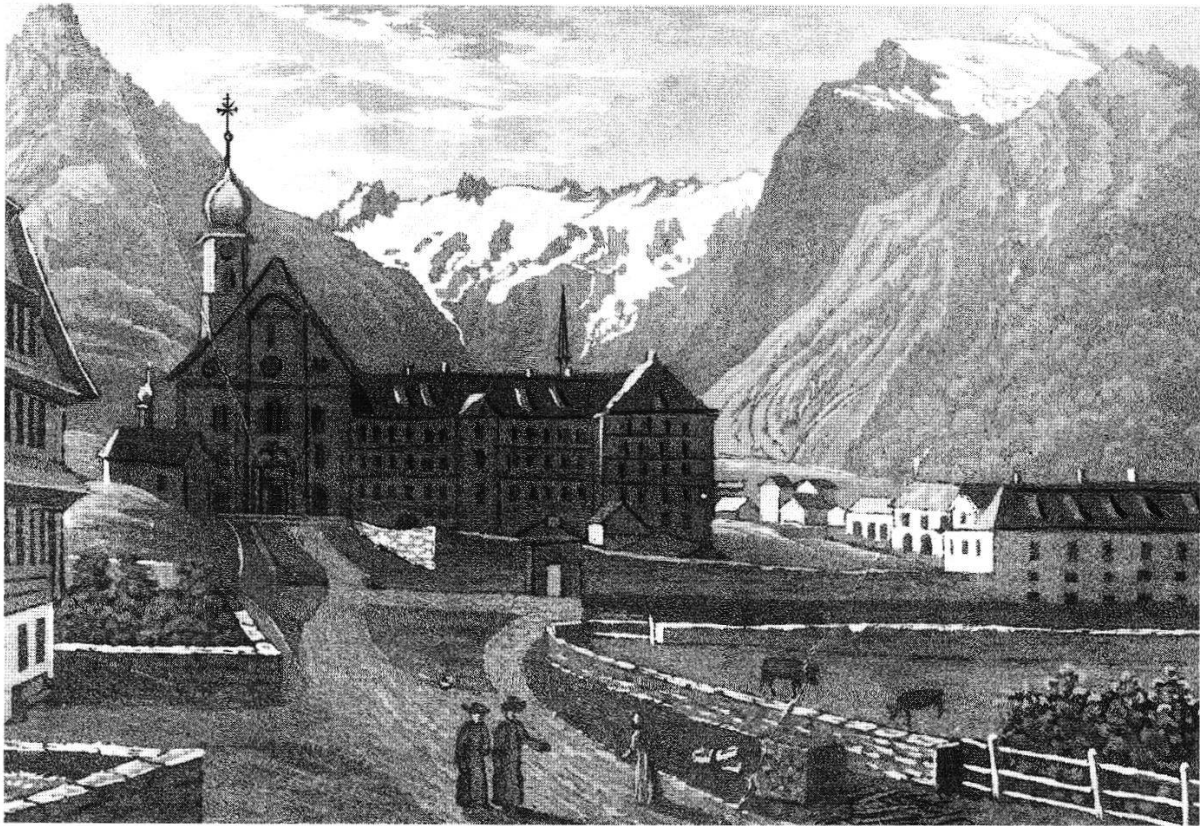
Die offizielle Taktik der Regierungen in der Urschweiz jedoch schürt die Empörung, welche die Freischarenzüge, dieser üble Verstoss gegen den eidgenössischen Anstand, ausgelöst haben. Wetterleuchten stört die Idylle. Dazu die folgende Illustration:

Wir wohnten in Stanz einigen Artilleriemänövern mit zwei Kanonen bei, zu denen Luzern einige Offiziere geschickt hatte, um die Hirten im Gebrauche des schweren Geschützes einzuüben. Wir hörten von zwei anderen Kanonen, die Luzern den Freischärlern von Bern abgenommen und die es an den Staat von Unterwalden als Trophäen und Siegesmonumente und als Zeichen der Dankbarkeit für geleistete Dienste verehrt hatte. Man zeigte uns auch den Platz auf dem Markte des Ortes, wo einer jener Freischärler, der, aus Unterwalden gebürtig, mit den Bernern gezogen war, eine infamirende Strafe erlitten hatte. Die Luzerner hatten ihn gefangen genommen und an die Unterwaldener ausgeliefert, und diese hatten ihn dafür öffentlich an den Schandpfahl gebunden und ausgepeitscht. (I, S. 85)

Drei Gedankenstränge können an diesen Text anknüpfen: Einmal wird befürchtet, dass die traditionellen Waffen der Urschweizer in einem Krieg gegen moderne Artillerie veraltet sein könnten; zweitens duldet anscheinend die von oben gesteuerte öffentliche Meinung in den Urkantonen eine Abweichung vom verordneten

<sup>26</sup> Es ist bemerkenswert, wie die radikale Regierung im Kanton Bern, die 1846 an die Macht kam, diese im ganzen Bernbiet sicherte. Kohl fährt fort: «Diese jetzt herrschende Partei hat überall in diesem Jahre Beamte von ihrer Farbe ans Regiment gebracht und die alten Amtleute beseitigt. Die größten Beamten in den Thälern und Landdistricten sind die Regierungsstatthalter. [...] Jetzt haben sie zum Theil solche Officiere zu diesen Posten befördert, die sich in dem Luzerner Kriege [2. Freischarenzug] aus dem Felde schlagen ließen.» (I, S. 272)

<sup>27</sup> Erst 1893 wurde die Tradition des Brünig-Schwingens wieder belebt. Heinz Huber: 100 Jahre Bergschwinget auf dem Brünig, in: Obwaldner Wochenblatt, 19, 1993, Nr. 19, S. 18–19. – Aber bereits am kantonal-bernischen Schwingfest in Thun 1865 nahmen neben 21 Emmentalern und 32 Berner Oberländern auch 7 Unterwaldner teil. Dies in: Erwin Zschokke Hg.: Die Geschichte des Eidgenössischen Schwingerverbands. Eine Darstellung vaterländischer Volksspiele. Zürich 1924, S. 41.



*Abb. 1:  
Das Kloster Engelberg von Westen. Rechts das Ökonomiegebäude. Im Hintergrund links der Hahnen, in der Mitte das grosse und kleine Spannort, rechts der Titlis. Aquatinta um 1850.*

Feindbild nicht mehr; drittens erinnern die entehrenden Körperstrafen an altertümlichen Strafvollzug.

Altertümlich sind auch die Waffen, welche die Abtei Engelberg – seit einigen Jahrzehnten Teil von Obwalden – bereitstellt. Die Mönche, schreibt Kohl, fürchteten einen Angriff der Berner über den Jochpass (7000 Fuss hoch [2209 Meter über Meer]) hinunter in ihr Tal:

In der Rüstkammer des Klosters sah ich dicke, mit spitzen Nägeln beschlagene Kolben und Haufen von Morgensternen, die alle erst in den neuesten Tagen nach mittelalterlichen Modellen gefertigt waren. Sie sollten zur Bewaffnung des Volkes dienen. Ich ärgerte mich nicht wenig über diese gräßlichen Waffen, die ich bisher bloß auf den bildlichen Darstellungen der alten Schweizerschlachten gesehen hatte. (I, S. 331 f.)

Irgendwie scheint die Hoffnung umzugehen, mit der urtümlichen und symbolträchtigen Bewaffnung würde auch die legendäre Kampfeswut und Todesverachtung der Heldenväter wieder erweckt, eine Assoziation, die ebenfalls die eifrigen Übungen der Schützen animiert.

Kriegsvorbereitung ist zweitens auch die Propaganda, die eine emotional geschlossene Front im Volk der Sonderbundskantone anstrebt. Dazu gehört der Gesinnungsdruck, der den abtrünnigen Freischärler gleichsam als «Landesverräter»

verfemt. Jedoch misstraut Kohl weiterhin der geschlossenen Front und spürt ihren Rissen nach. So glaubt er, in der Talschaft von Engelberg Opposition gegen die offizielle Politik zu orten. Bis 1798, bis zum Sturz des Ancien Régime in der Eidgenossenschaft, (war)

der Engelberger Abt der eigentliche Souverain des Thales und ist noch, obgleich er manches seiner Souverainetätsrechte verloren hat, in vieler Beziehung der eigentliche Landesherr. Die Hauptalpen rund umher gehören den Mönchen, von denen die Thalbewohner in vieler Beziehung abhängen. Eben daher auch sind diese stets in Opposition und Streit mit ihnen. Daher hörte ich gerade hier die unfreundlichsten Äußerungen gegen Kloster und Mönche, und daher ist die ganze Bewohnerschaft des Engelberger Thales mehr oder weniger antimönchisch und liberal gesinnt. (I, S. 328)

Kohl fügt eine «allgemeine Bemerkung» an, er stellt die These<sup>28</sup> auf,

daß die sogenannten Unterthanengebiete der Schweizercantone, welche einst von den Schweizern unterjocht und beherrscht wurden, jetzt alle eine liberale Färbung haben. So sind die sogenannte March und einige andere ehemalige Unterthanendistricte des Cantons Schwyz der Hauptsammelplatz der Liberalen dieses Cantons. (I, S. 329)

Als weitere Beweise gelten für Kohl das St.Galler Rheintal, das Tessin und die Waadt.<sup>29</sup> Erwiesen scheint ihm, dass die Erfahrungen der Vergangenheit in den verschiedenen Regionen die Haltung der Bevölkerung zum Beschluss, den Sonderbund, wenn nötig mit Waffengewalt, aufzulösen, beeinflussen. In beiden Lagern gab es Opposition von Minderheiten gegen die offizielle (Kriegs-)Politik der Regierungen, die sich an der Tagsatzung als anscheinend monolithische Blöcke gegenüberstanden. In der Urschweiz hat Kohl, wie zitiert, in «Ausserschwyz», im Engelbergertal und auch im Urserental (II, S. 276) machtlosen Widerstand gegen den Kurs des Sonderbunds aufgedeckt. Eine totale Steuerung der öffentlichen Meinung ist offenbar misslungen. Die Opposition der Klosterleute von Engelberg, das räumt Kohl allerdings ein, habe auch handfestere Gründe als die ideologischen:

Am meisten unzufrieden fand ich sie mit dem großen Käsehandel, den seit langen Zeiten die Mönche betreiben. «Sie sollen ja eigentlich nur für uns beten,» sagte mir einer von ihnen, «und statt dessen sind sie viel eifriger beim Verhandeln

<sup>28</sup> Diese These wird in der letzten Monographie über den Sonderbundskrieg von Bucher (wie Anm. 14), S. 29, bestätigt: «Der Anteil der ehemaligen Untertanengebiete an den liberalen Bestrebungen kann kaum überschätzt werden», und auf die Landgebiete der regierenden Hauptstädte ausgedehnt. Bezeichnend ist der Erfolg der Neuerer im Kanton Bern: Führend war bei der Regeneration von 1831 die Landstadt Burgdorf, bei der Machtergreifung der Radikalen 1846 das Seeland.

<sup>29</sup> «So wurde in dem von Berner Landvögten beherrschten Waadt[land] die Revolution mit besonderer Freude begrüßt, und es ist immer seit seiner Befreiung eine Hauptstütze des Schweizer Liberalismus gewesen.» (I, S. 329)

der Käse. Als große Capitalisten vor uns Kleinen bevorzugt, wissen sie, auf allerlei indirecte Weise uns zu zwingen, daß wir ihnen unsere Käse zu billigem Preise abtreten. Diese speichern sie dann auf und bringen sie zu den höchsten Preisen wieder an. [...] Das Geld, das sie gewinnen, leihen sie dann wieder den armen Thalbewohnern. Diese sind alle ihre Debitoren und daher ihre Unterthanen». (I, S. 329 f., 334)

Wahrhaft eine aufschlussreiche Wandlung: Das im Mittelalter verwurzelte Klosterwesen vermag sich an die moderne kapitalistische Wirtschaft anzupassen, und die auf den Feudalismus gegründete (auch politische) Untertänigkeit verschiebt sich immer mehr auf eine wirtschaftliche Abhängigkeit der «Kleinen». Dieser Vorgang könnte selbst in der Urschweiz den Übergang zur Neuschweiz illustrieren!

Freilich war bis zur Ablösung von solchen bis ins Mittelalter zurückreichenden Traditionen noch in mancher Beziehung ein langer Weg zurückzulegen. Wir erinnern uns nochmals, wie der «abtrünnige Freischärler» im Nidwaldner Hauptort Stans an den Pranger gestellt und mit «Stockprügeln» traktiert wurde.<sup>30</sup> Mein dritter Gedankengang: Kohl empört sich,

dass diese freien Republikaner noch bis auf den heutigen Tag eine Bestrafungsart beibehalten haben, welche die alten griechischen Demokraten bloß bei ihren Sklaven anwandten, und daß sie diese Strafe nicht allein bei Diebstählen und anderen gemeinen Verbrechen, sondern auch bei politischen Vergehen in Anwendung bringen, da außer Rußland jetzt sonst kein Staat in Europa mehr ist, wo so etwas geschehen könnte. (I, S. 86)

Dieser «barbarische» Strafvollzug ist nach Kohl auf die Alternative beschränkt: Prügelstrafe oder Hinrichtung. «Eine ordentliche Gefängnißanstalt, die doch jeder Staat besitzen sollte», gebe es nicht. Weshalb, erklärte ihm ein Appenzeller aus Innerrhoden:

«Unsere Landleute von der Landsgemeinde sind sehr gegen die Einrichtung von Gefängnissen. Denn, sagen sie, warum sollen wir noch für böse Menschen bezahlen und sie füttern? Entweder prügelt sie, oder wenn sie etwas sehr Schlimmes gethan haben, köpft sie. Dieß beides kostet uns dann kein Geld.» Ein geschriebenes Gesetzbuch haben sie hier so wenig als in den meisten übrigen

<sup>30</sup> Mit herablassendem Spott beschreibt Kohl, wie der zu «Stockprügel» Verurteilte vom «Pranger oder, wie man hier sagt, vom «Lasterpfahl» geholt wird: «Man führt ihn gewöhnlich in Begleitung einer lärmenden Volksmenge durch das Dorf, indem man ihm bei jedem 5ten oder 10ten Schritte zwei Hiebe über den Rücken giebt. Man hat dabei eine sogenannte «große» und «kleine Tour». Bei jener muß der Delinquent einen weiteren Weg machen, und die Prügel werden ihm vom Henker gegeben. Bei dieser ist sein Leidensweg kürzer, und sein Peiniger ist ein Dämon mit minder erschreckendem Namen, der Bettelvogt.» (I, S. 86) In Appenzell-Innerrhoden kann sogar noch ein «mittlerer Gang» der Prügelstrafe verhängt werden, besorgt vom Nachtwächter. (II, S. 38) – Billigerweise gibt Kohl zu, dass auch in Kantonen wie Zürich und Bern die Prügelstrafe erst um 1830 durch die liberalen Verfassungen abgeschafft worden sei. (I, S. 87)

Urcantonen. «Es geht alles bei uns,» so sagen sie, «nach den alten Uebungen und nach der Billigkeit.» (II, S. 38)

Ohne Gefängnisse, sogar ohne kodifiziertes Recht – kann und darf man diesen Talschaften in den Alpen überhaupt den Status von Staatswesen zuerkennen? Kohl geht dieser zentralen Frage nach. In Unterwalden findet er zwar kein Strafgesetzbuch, aber

die Gesetze des Landes, die von alters her gegolten haben und die zu verschiedenen Zeiten von den Landsgemeinden beliebt und bestätigt wurden, sind in dem sogenannten «Landbuche» gesammelt. Dieses Landbuch ist noch nicht gedruckt worden. In jeder Gemeinde aber befindet sich ein geschriebenes Exemplar desselben, das bei dem Weibel aufbewahrt wird. Jeder, dessen Interesse es ihm wünschenswerth macht, ein Gesetz nachzulesen, geht nun zum Weibel, «um ins Landbuch zu luegen.» (I, S. 94)

Ohne Zögern wird dies auch dem Landesfremden erlaubt.

Es war ein mäßiger Folioband, in dem sich ebenso viele kurze Gesetze als leere Seiten zum Nachtragen der allenfalls künftig auf der Landsgemeinde beliebten Gesetze befanden. [...] Ich konnte in wenigen Stunden so ziemlich die Hälfte des Ganzen durchlesen und war erstaunt über die unbestimmte, ungehobelte, rohe Abfassungsweise der Bestimmungen eines Codex, der noch jetzt im 19ten Jahrhundert in einem europäischen Staate Gültigkeit hat. Mir kam es vor, als entzifferte ich alte Runen und hätte Gesetze vor mir, wie sie bei den alten Franken, Allemannen und Burgundionen aufgesetzt gewesen sein mögen. (I, S. 95)

Als «eine kleine Probe» zitiert er<sup>31</sup> «das ganze Capitel über die Landstraßen», etwa zehn Zeilen und ziemlich konfus, «und dieß in unserem Jahrhundert, in welchem der Straßenbau einer der vornehmsten Gegenstände ist, welcher die Gesetzgeber und Staatsmänner beschäftigt.» (I, S. 95 f.)

Gefängnis- und Strassenbau werden als zufällige und doch recht charakteristische Beispiele für die Aufgaben eines im 19. Jahrhundert modernen Staates herangezogen. «So wird uns die volle Bedeutung unserer Staatseinrichtungen erst klar, wenn man solche Staaten wie Unterwalden gesehen hat,» (I, S. 97) so fasst Kohl seine Erörterung zusammen: Hier ein «antediluvianisches Landbuch» (I, S. 97), eine geringe Anzahl von schlecht besoldeten Beamten (wir erinnern uns an den «Sold» des Landammanns!), die ihre wenigen Aufgaben und Ausgaben wenig effizient

<sup>31</sup> «Wir haben aufgesetzt und gemacht von wegen der Landstraßen: Allwo Landgüter von beiden Seiten an die Straße stoßen, sollen sie den halben Theil der Kosten geben, wo Noth ist zu bauen, und wo ein Baumeister heißt bauen. Aber wo ein Landgut innerhalb an die Straße stößt, soll es den vierten Theil der Kosten geben. Und wenn einer, der Gut an der Straße hat, für sein Theil an der Straße, da ihm befohlen wird, selbst bauen will, der mag es thun, jedoch förderlich. Oder aber, wenn er es nicht förderlich thut, soll der Baumeister selbst Werkleute dinge.» (I, S. 95)

angehen. Sein Fazit: «Ein solcher Staat wie Unterwalden verhält sich zu einem unserer Staaten, wie ein Apfeln zu einem Apfelbaume.» (I, S. 96)

Jedoch wird im gleichen Alinea dieses Verharren in einem sozusagen vor-staatlichen Zustand ganz anders, positiv bewertet: «Nun sage man mir noch, daß nicht auch unsere Zeit noch Staaten habe, die denen des goldenen Zeitalters frappant ähnlich sehen.» (I, S. 96) – Ich unterstütze Kohl, ziehe Horazens Definition der *aetas aurea* heran: *sine lege fidem rectumque colebat*, und übersetze frei in Anlehnung an unsere Textstellen: Das goldene Zeitalter «stützte sich ohne Gesetze auf Vertrauen ('alte Übungen') und das Rechte» ('Billigkeit'). Ich betrachte diese doppelte, scheinbar widersprüchliche Perspektive als Schlüsselstelle für Kohls Beurteilung seines Gesamtthemas: Einerseits ermisst und bedauert er den Rückstand, der die Alpengebiete vom «Normalstand» der westeuropäischen Zivilisation seiner Zeit trennt, andererseits ist er auf die Alpenreise aufgebrochen, um Dinge zu finden, «die Jahrtausende lang, allen politischen Veränderungen trotzend, sich erhielten, Sitten unter den Bewohnern, die vom Vater auf den Sohn durch den Lauf aller Zeiten tradirt werden.» (I, S. v) Damit reiht sich, wie ich behaupten möchte, Kohl – übrigens mit vielen von uns Heutigen – unter die Nachfahren der Aufklärer ein, die nicht bloss vom Glauben an die Fortschritte der Zivilisation erfüllt waren, sondern auch Sehnsucht nach den Ursprüngen hegten.<sup>32</sup> Die Urschweiz war für ihn zugleich eine «rückständige» wie eine «heile Welt».

Dieser zwiespältigen Beurteilung unterliegt auch die Institution der Landsgemeinde. Einige Kantone im Alpengebiet «haben sich seit uralten Zeiten die alte ursprünglichste und natürlichste Verfassung der menschlichen Gesellschaft bis auf unsere Tage herab conservirt,» (I, S. 299) – so weit Kohls Rückgriff auf eine idealisierte Geschichte, auf den Mythos des Hergebrachten. Jedoch setzt er viel Energie und Spürsinn ein, um hinter dem Idealbild das eigentliche Spiel der politischen Kräfte in der «Landsgemeinde-Demokratie» zu durchschauen. In dieser Absicht folgt er der Einladung, sich als Gast am ersten Sonntag im Mai 1847 an die Urner Landsgemeinde zu begeben.

## URI: TELLEN- UND LANDSGEMEINDEHERRLICHKEIT

So wie es unter den Pflanzen sich regt und in der Natur ein neues Leben beginnt, so setzen dann auch die Geister der Menschen sich in Bewegung, und um den ersten Mai herum finden auch die meisten Volksversammlungen und politischen oder ökonomischen Berathungen in der Schweiz statt. (I, S. 290)

Hintergründig mag Kohl damit andeuten, dass er das öffentliche Leben in den Schweizer Kantonen als im Einklang mit dem Lauf der Natur interpretiert. Vor-

<sup>32</sup> Laut Jean Starobinski: 1789. Die Embleme der Vernunft. Paderborn 1981, S. 145, setzte sich die Aufklärung das doppelte Ziel «den Kampf gegen das Dunkel (gegen Aberglauben, Tyrannei und Betrug) und die Rückkehr zum Ursprung».

dergründig weckt auch ihn die Unternehmungslust; er bricht von Interlaken auf zu seiner «Frühlingsreise in der Urschweiz» (I, S. 285–419), mit der Landsgemeinde des Kantons Uri als erster Station.

Innert zwei Tagen fährt er im eigenen Fuhrwerk bis Bern und im Postwagen über Aarburg nach Luzern, der «Königin der vier Waldcantone.»<sup>33</sup> (I, S. 293) Der lange Umweg durch das Mittelland bestätigt seine Beobachtung, dass dort das Klima viel rauher ist als an den Alpenrandseen: Im Flachland noch Spuren des Winters, am Vierwaldstättersee wie am Thunersee stehen, geschützt vor dem harschen Nordostwind und gehätschelt vom Föhn, die Obstbäume in voller Blüte – Welch herrlicher Rahmen für die Fahrt im Dampfschiff nach Flüelen und für die Festlichkeit in Altdorf!

Es wäre langsamer, unbequemer, aber «wohl origineller gewesen, wenn wir mit dem alten Urinauen in Begleitung einiger alter Urschweizer nach Altorf gesegelt wären»:

Dieser Nauen (Nachen)<sup>34</sup> ist ein großes, plumpes Fahrzeug, das im Flaggenwappen oder auf dem Segel den Stierkopf von Uri gemalt hat. Sie besuchen mit ihm an den regelmäßigen Markttagen den Handelsplatz Luzern, und bevor die Dampfschiffahrt auf dem Vierwaldstättersee organisirt wurde [seit 1837], war der Urinauen das einzige oder doch das vornehmste Vehikel, mit dessen Hülfe die Urner ihre Verbindung mit der übrigen Welt vermittelten. [...] Noch jetzt ist es eine Art Staatsschiff. Denn bei dem Feste, das an der Tellenplatte zum Andenken des alten Urnerhelden gefeiert wird, rudert das festlich geschmückte Volk auf dem Urinauen heran. (I, S. 293 f.)

Das 'Staatsschiff' – es wird mit dem «Bucentauren» der untergegangenen Republik Venedig verglichen – und das grimmige Staatswappen<sup>35</sup> sind Embleme eines Staatsbewusstseins, das unbeirrt und stolz in der eigenen Geschichte, der heldischen Vergangenheit verankert ist. Nach dem Erlebnis dieser Landsgemeinde wird wohl auch Kohl seine Zweifel an der Qualifikation «Staat» für die Urkantone beiseite legen müssen. Das Selbstbewusstsein ist dafür offensichtlich entscheidend, nicht formale Perfektion noch Effizienz der Institutionen.

Doch ich habe vorgegriffen. Auf der Anfahrt mit dem Dampfschiff interessieren nicht nur die ständig wechselnden Landschaftskulissen, sondern auch die Passagiere:

<sup>33</sup> Ausnahmsweise fügt sich Kohl hier in die Rolle des Touristen. Er bewundert «bei Kerzenschein die glänzenden Räume meines Gasthauses, des Schweizer-Hofes». Dabei hält er die Erweiterung und Umschichtung der Gästeschar fest und bemerkt, «daß in unserer Zeit einem gewöhnlichen Menschen fast eben so viel höchst überflüssigen, oft aber doch erwünschten Comforts zu Theil wird, wie einem Herzoge oder Fürsten. Es ist die große Masse der Reisenden, die solche brillante Etablissements und dabei verhältnißmäßig so bescheidene Preise möglich gemacht hat.» (I, S. 293).

<sup>34</sup> Das Wort in der Klammer ist Kohls Erklärung.

<sup>35</sup> «Gelb und Schwarz sind die Nationalfarben dieses Ländchens. Es sind die ältesten Reichsfarben. Uri ist das einzige Land der Welt, in dem diese alten deutschen Reichsfarben noch heutigen Tages Nationalfarben sind.» (I, S. 307 f.) Wenn ich an den schwarzen Adler in Gelb im Wappen der Talschaft Oberhasli denke, zweifle ich, ob Heraldiker Kohl recht gäben.

Wir hatten eine Menge von den damals in der Urschweiz hoch angesehenen Führern des Sonderbunds an Bord, darunter den General der Sonderbundsarmee, den edlen Salis-Soglio<sup>36</sup>, den damaligen päpstlichen Nuntius<sup>37</sup> und andere, die theils um ihre politischen Freunde im Urner Lande zu begrüßen, theils wohl nur um eine Partie zu machen, zur Landsgemeinde fuhren. «D e r H e r r S i e g w a r t», so wurde der damals hier mächtige Schultheiß Siegwart Müller<sup>38</sup> von Luzern immer genannt, war nicht bei uns. Er hatte in seinem kleinen stillen Hause in Luzern immer genug zu arbeiten. Diese Thätigsten und Einflußreichsten sieht man bei solchen Gelegenheiten immer am wenigsten. Damals waren jene Männer alle recht heiter und guten Muthes, und unterwegs wurde vom schönen Wetter, von Jagden, von der wunderbar guten, kriegslustigen und zutrauensvollen Stimmung in der ganzen Urschweiz gesprochen. (I, S. 294 f.)

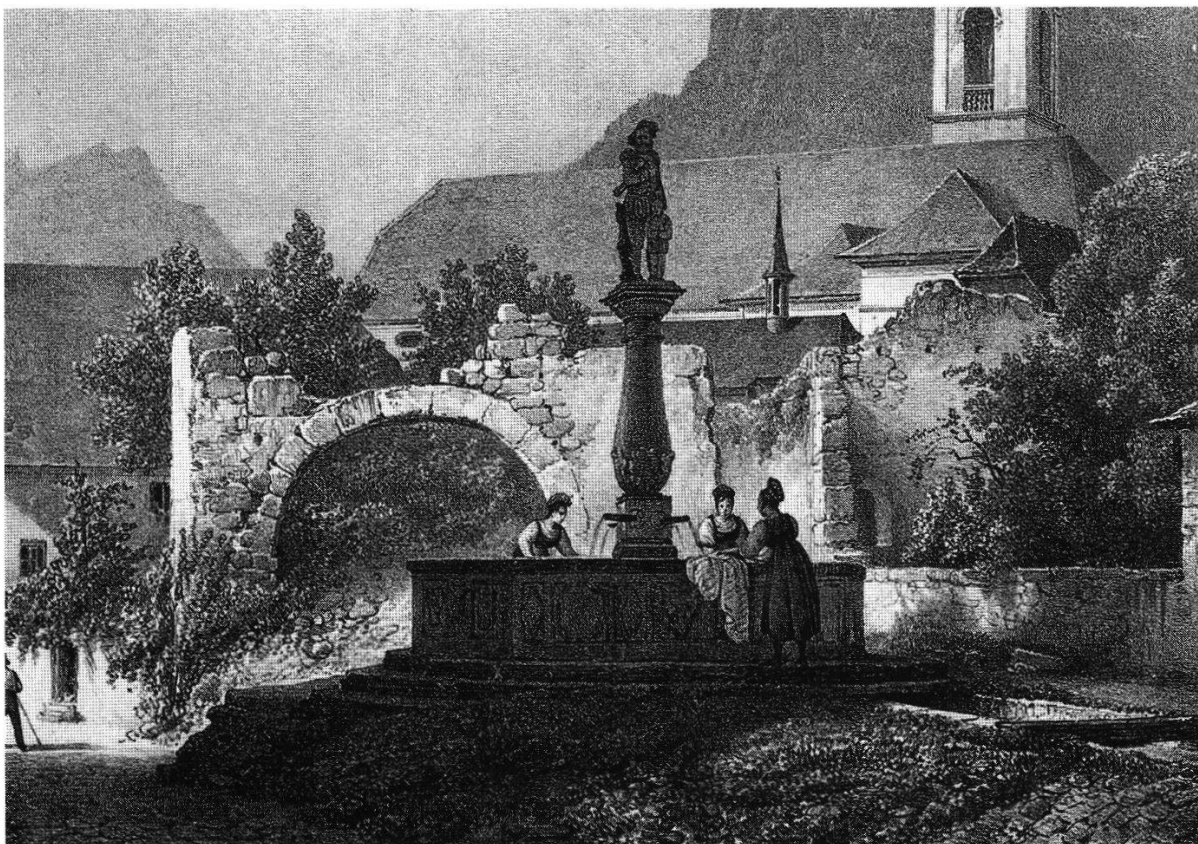


Abb. 2:  
*Altdorf. Mitten im Dorf beim Eingang zum Kirchenplatz stand der Brunnen mit der Tellengruppe des Einsiedler Barockplastikers Benedikt Curiger. Seit 1991 ziert sie den Kirchenplatz in Bürglen.*

- <sup>36</sup> Johann Ulrich von Salis-Soglio (1790–1874), konservativer Protestant aus Chur, Offizier in fremden Diensten, seit 1842 eidgenössischer Oberst. Er wurde vom Kriegsrat zum Oberkommandierenden der Sonderbundstruppen gewählt, nachdem Wunschkandidaten dieses Kommando abgelehnt hatten.
- <sup>37</sup> Alessandro Maciotti, Erzbischof von Colossae, war Nuntius vom Oktober 1845 bis zu seinem Weggang im Februar 1848; starb 1859.
- <sup>38</sup> Konstantin Siegwart-Müller (1801–1869) kam aus Uri als Liberaler nach Luzern, war 1834–1839 Staatsschreiber, wurde dann 1841 als Führer der Konservativen Schultheiss, Vordenker und Haupt des Sonderbunds und floh nach der Niederlage ins Ausland.

Kohl hält sich unter den Mitreisenden «besonders gern zu dem Geschichtschreiber Kopp<sup>39</sup> aus Luzern, dessen Werke ich gelesen».

Er sagte mir, jetzt wage er es, in Uri zu erscheinen. Vor längeren Jahren habe er sich aber dort unter Umständen wohl zuweilen kaum seines Lebens sicher halten können. Denn die Urner sind oder waren sehr fanatische und gläubige Anhänger ihrer alten Tellsage, und diese hat Kopp mit dem Feuer der neueren – oder soll ich sagen neumodigen? – historischen Kritik fast völlig zerstört und als eine bloße, alles zuverlässigen historischen Grundes entbehrende Mythe erwiesen.<sup>40</sup> [...] In Uri aber muß, wer für einen rechten Schweizer gelten will, an den Tell, an den Tyrannen Geßler, an den Apfel und alles, was damit zusammenhängt, buchstäblich glauben. (I, S. 295 f.)

Deshalb habe auch Johannes von Müller<sup>41</sup>, «der überhaupt etwas gar zu gläubig war,» in seiner Schweizergeschichte «auch nicht gewagt, an der Tellsage zu rütteln, sondern sie ganz einfach wie das Volk erzählt, fast so, als wäre er selbst mit dabei gewesen.» (I, S. 296)

Müller und Kopp geben Kohl das Stichwort zu einem Exkurs über die «sehr schwierige Aufgabe, die Schweizergeschichte zu schreiben»; er zählt Buchtitel auf und beurteilt ihren Erfolg.<sup>42</sup> (I, S. 296–299) Kohl zeigt auch hier sein Verständnis

<sup>39</sup> Joseph Eutyck Kopp (1793–1866) aus Beromünster kam von der Altphilologie her zur Geschichte. Er begründete 1843 den «Historischen Verein der V Orte» und den «Geschichtsfreund», zog sich aber bald zurück. Nach Publikationen von Urkunden erschien von ihm: Geschichte der eidgenössischen Bünde. Leipzig 1845. Aufgrund seiner Kritik der Quellen verwarf Kopp die Sagen um Tell und die Vertreibung der Vögte und wurde deswegen heftig angegriffen. – Über ihn Richard Feller: Die schweizerische Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert. Zürich 1938, S. 86–91. «Kopp nötigte die Historiker, auf seinen Spuren zu forschen, und leitete damit eine neue Epoche der Wissenschaft ein». S. 91.

<sup>40</sup> Kohl stellt Kopp neben andere europäische Mythenzerstörer, Vertreter der kritischen Geschichtsschreibung: «Wie zahllose Könige von Schottland, Wales [Arthur] und Irland (haben) neue Schriftsteller, die an nichts mehr glauben wollen, noch andere viel heiligere Personen in das Schattenreich der Einbildungen und Erfindungen zurückgewiesen.» (I, S. 295)

<sup>41</sup> Johannes (von) Müller (1752–1809) von Schaffhausen, befreundet mit Aufklärern der Schweiz, schrieb die noch lange Zeit für massgebend gehaltene Darstellung der Schweizergeschichte: «Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft», deren 1. Band 1780, der 5. (letzter) Band 1808 erschien und nur bis 1489 reicht. Er stand im Dienste der Höfe von Kassel, Mainz, Wien (Adelsstand 1791), Berlin. Sein Gesamtwerk umfasst 40 Bände.

<sup>42</sup> Kohls Suche nach einer Schweizergeschichte als «Nationalwerk» ist ergebnislos. Müllers Werk sei ein Torso, zudem «zu weitschweifig», der Stil «zu gekünstelt», Kopp «entsetzlich umständlich»; lesbarer und populärer sei Heinrich Zschokke (1771–1848), warm empfohlen wird die knappe historische Übersicht im 2. Band des Werks über die Schweiz des französischen Grafen Simon. [Es muss sich um «Voyage en Suisse, fait dans les années 1817, 1818 et 1819; suivi d'un essai historique sur les moeurs et les coutumes de l'Helvétie ancienne et moderne ...» von Louis Simond. 2 vols. Paris 1822, handeln. Der Essai füllt den 2. Band mit 596 Seiten und reicht von den Helvetiern bis zu Bonapartes Consulta 1803.] – Die «alte eidgenössische Atmosphäre» aber finde man, schreibt Kohl, nur bei Heinrich Bullinger (1504–1575) und Aegidius Tschudi (1505–1572). «An seiner [Tschudis] einfachen Erzählung wie an seinen treffenden Aussprüchen und Betrachtungen stärken und erquicken sich der Geist und das Herz. In meiner schweizerischen Wintereinsamkeit war er mir ein halbes Jahr lang stets zur Seite.» (I, S. 298)

für den föderativen Aufbau der Eidgenossenschaft: «Will man bloß die Geschichte des schweizerischen Bundes schreiben, so ist dies noch keine Geschichte der verschiedenen Zustände des Schweizervolkes.» (I, S. 298) Die Teile sind ebenso wichtig wie das Ganze.

Zurück zu Tell. Kopp kann sich wohl deshalb jetzt in Uri sicher fühlen, weil sich die Tradition dort unangefochten siegreich behauptet hat. Dafür sammelt Kohl Belege: Eben war vom «Staatsakt vor der Tellenplatte» die Rede. Die Kapelle dort wie jene in der Hohlen Gasse bei Küssnacht am Rigi beweisen, dass Tell vom Volk fast wie ein Heiliger – in Kapellen – verehrt wird:

Die Frau, welche den Fremdendienst in der Tellschapel hat, erzählte uns den Tod Geßler's, den Vorfall mit der armen Frau, die sich seinem Pferde vor die Füße warf, und Tell's Benehmen so lebhaft, als spräche sie als Augenzeugin. Das Fremdenbuch, das in dieser Capelle liegt, kann als ein ziemlich guter Maßstab für die weitverbreitete Tellenverehrung in der Schweiz dienen. Ich fand selbst von französischen Schweizern sehr patriotische Lobesergüsse auf den deutschen Tell, zu dem sie alle, sogar auch die italienischen Schweizer, obgleich es bei diesen ziemlich sonderbar herauskommt, aufblicken, wie wir Deutschen zu unserem Arminius<sup>43</sup>. (I, S. 392 f.)

Ein Schwyzer versteigt sich im Lob der alten Zeit sogar zum Ausspruch: «Ja, als der Tell im Lande regierte, da war alles gut und zufrieden. Da gab's keine Parteien.» (I, S. 389)

Genug der Exkurse; vorwärts zur Urner Landsgemeinde (I, S. 299–319). Schon der Besammlungsort für die Prozession erinnert augenfällig an Tell: Auf dem Rathausplatz in Altdorf

ist der Fleck, wo die Linde stand, unter der bei jenem berühmten Apfelschuß Tell's Sohn sich postirt hatte. Ein Brunnenmonument einige hundert Schritte weit davon bezeichnet den Ort, auf dem der Vater Tell stand. Die Distanz scheint den Fremden meistens zu weit. Aber dieselbe Tellenschußweite sollen noch jetzt die Urner Bogenschützen bei ihren Übungen als die gesetzliche gelten lassen. Auf dem Brunnen steht die Bildsäule Tell's und seines Knaben mit dem durchschossenen Apfel. Man sieht diese Gruppe in vielen Schweizerstädten. Auf der Mitte des Platzes steht ein alter Thurm, rund herum mit *al fresco* gemalten Szenen aus der Sage von Wilhelm Tell geschmückt.<sup>44</sup> [...] Zwischen allen diesen Tells-

<sup>43</sup> Arminius (ca. 16 v. – 23 n.Chr.), Fürst der Cherusker, Führer germanischer Stämme im Kampf gegen die Römer, besiegte 9 n.Chr. den Feldherrn Varus im Teutoburger Wald. Arminius, auch Hermann genannt, genoss in Zeiten nationaler Gefährdung bei den Deutschen hohe Verehrung als Prototyp des Freiheitshelden.

<sup>44</sup> Die Tellstatue auf dem Brunnen ist in zeitgenössischen Stichen abgebildet, z.B. in Heinrich Zschokke: *Klassische Stellen der Schweiz*. Karlsruhe 1836; Neudruck: 1976, I, S. 65. Heute steht diese Statue vor dem Tellmuseum in Bürglen UR, vor dem alten bemalten Turm in Altdorf seit 1895 der Tell von Richard Kissling.

monumenten erschienen nun nach und nach die Trommeln und Trompeten, die Kapuziner und Landammänner, die Säckelmeister und Rathsherren, die Land-schreiber und dann auch die Landleute von Uri. Alle die «v o r s i t z e n d e n H e r r e n», die Hauptbeamten zu Pferde, der Landammann Herr Schmidt<sup>45</sup>, dessen Vorfahren schon seit Jahrhunderten sich auf der Höhe der Urner Menschheit gehalten haben, der Säckelmeister Herr Muheim<sup>46</sup>, der auch einen im Lande berühmten aristokratischen Namen trägt, u.s.w. Die Vorfahren einiger dieser Leute haben in französischen oder spanischen Diensten die Generalsuniform oder gar einen Feldmarschallsrang erworben, und darum versäumen ihre Nachkommen nicht, die alten goldgestickten Schabracken und Sättel dieser großväterlichen Feldherren bei dieser Gelegenheit auf ihre Pferde zu legen. (I, S. 305 f.)

Nach den Honoratioren folgt, angeführt vom «Lärm» einer Blasmusik, «die Miliz mit den Fahnen und dem Wappen des Landes, dem berühmten Stierkopf von Uri».

Die Leute riefen: «Da kommt der Stier von Uri» und dachten sich dabei das Urner'sche Kriegercorps selbst als einen wilden, von den Bergen herabstürmenden Stier. Meine Freunde vom Sonderbunde, die noch jetzt gern diese alte Kraft und diesen alten Schrecken wieder heraufbeschworen hätten, betrachteten diese Truppen mit Entzücken und lobten die «k e r n i g e n k r ä f t i g e n K ä m p f e r a u s d e m G e b i r g e», die ich nirgends erblicken konnte. Im Gegentheil sah ich in ihnen nur einen Haufen kleiner Kriegerfiguren von ziemlich unmilitärischer Haltung. (I, S. 307)

Nun reihen sich zwei «Tellen» in den Festzug ein; sie tragen «die alten Urihörner, zwei mit Silber beschlagene Büffelhörner»; man nennt sie so, «weil sie in der alten malerischen Schweizertracht aus der Zeit Wilhelm Tell's auftraten». (I, S. 307)  
Kohl fragt sie aus:

Die alten Tellen zeigten mir ihre Hörner mit großem Wohlgefallen. Beide waren schon über 80 Jahre alt [das jedenfalls lassen sie Kohl glauben!], und ihre langen weißen Bärte, ihre ehrwürdigen runzeligen Physiognomien, ihre schneeigen Locken paßten so gut zu ihrer Tracht, daß man darauf hätte schwören mögen, diese Leute könnten unmittelbare Augen- und Ohrenkunde aus dem Mittelalter bringen. (I, S. 308)

Namen und Tracht dieser Figuren sollen wohl unterstreichen, dass die Tradition ungebrochen die Erinnerung an den wahrhaftigen Wilhelm Tell bewahre und weitertrage.

<sup>45</sup> Anton Maria Schmid (1792–1880). Mehrmals Landammann. Von 1855–1860 hohe Kommandos im päpstlichen Dienst.

<sup>46</sup> Alexander Muheim (1809–1867). Höchste Ämter im Kanton zwischen 1848 und 1864, Nationalrat 1860–65.

Die «Procession» bewegt sich nun während einer Stunde zum Landsgemeindeplatz [in Blötzingen bei Schattdorf].

Hier haben die Urner aus Brettern und Balken ein amphitheatralisches Gerüste mit Bänken errichtet, das sie «den Ring» nennen. Innerhalb dieses Ringes nahmen an einem Tische der Landammann und Protokollführer Platz, rund umher auf den Bänken die Notabeln und Rathsherren des Landes. Auch der päpstliche Nuntius<sup>47</sup> und wir anderen Gäste erhielten mit viel Höflichkeit unter den Rathsherren Plätze. Wer sich als Candidat zu einer Stelle melden und das Volk anreden will, muß in den Ring hinein. Die mitstimmenden Männer drängen sich stehend hinter den Bänken herum. Auf den Hügeln umher gruppieren sich die Zuschauer, Weiber und Buben auf eine malerische Weise. Von einem dieser Hügel spielt so lange, bis das Ganze sich geordnet hat, die Musik die Melodie des alten Urner Tellenliedes. (I, S. 308 f.)

Kohl schildert die Verhandlungen ausführlich. Mit Rücksicht auf die Proportionen meines Artikels muss ich mich beschränken: auf die Abfolge der Traktanden, auf einige farbige Details und auf die grundsätzlichen Erwägungen, die Kohl schliesslich zum Thema «Landsgemeinde» anstellt.

«Die Urihörner liegen unter dem Tische in der Mitte des Kreises und oben darauf die Gesetzbücher, Schlüssel, das Richtschwert und der Reichsapfel<sup>48</sup>.» (I, S. 309) Kohl erinnert sich an die Embleme der Staatsmacht, die in die Sitzungen des britischen Unterhauses hineingetragen werden.

Der Begrüssung durch den Landammann folgt das allgemeine Gebet: fünf Vater unser und fünf Ave Maria. Nach einem kurzen Bericht über das abgelaufene Jahr legt der Landammann sein Amt nieder. «Danach bleibt das Land eine halbe Stunde lang ohne Oberhaupt.» (I, S. 311) Alle höheren Staatsämter sind neu zu besetzen; der Landschreiber bittet die Rathsherren der Reihe nach um Namen von Kandidaten. Von jedem Vorgeschlagenen wird erwartet, dass er «mit Hand und Fuß» gegen die Würde, die eine Bürde ist, protestiert, sie aber nach durch «Handmehr» erfolgter Wahl doch annimmt. Sofort wechselt er zu einem würdevollen Amtston und hält die einstudierte Antrittsrede. «Der ganze Hergang», das Ritual, ist unter den sechs oder sieben Familien, die sich in die Macht teilen, längst abgesprochen.

Sie wissen wohl, daß sie das Scepter, das sie jährlich an der Landsgemeinde weit von sich werfen, immer mit allerlei Fäden wieder an sich ziehen können. Allerdings ist es wahr, daß sie bei ihren Aemtern viel Lasten und Geschäfte zu übernehmen haben und dafür höchst winzige Sümchen als Gehalt beziehen, allein die Vortheile kommen ihnen dafür auf anderem Wege zurück. Das Gouverniren

<sup>47</sup> Zwischen ihrer Landung und dem Beginn des Festzugs sind die Gäste an eine Tafel geladen, wo der Nuntius «präsidirt.» (I, S. 305) Kohl bezeichnet ihn «als eine Art Primas in Helvetien, der dort auch erzbischöfliche Gewalt übt.» (I, S. 400)

<sup>48</sup> Wieder ein mögliches Relikt aus dem reichsfreien Land Uri: «Der Großweibel hatte einen Stab mit dem alten deutschen Reichsapfel, der außer hier in Uri sonst wohl nirgend mehr in Deutschland eine öffentliche Rolle spielt.» (I, S. 308)

hat seine eigenen Reize. Man eröffnet dabei auch den Seinigen allerlei Carriern in der Welt. Man kann sich mancherlei Privilegien bei der Schifffahrt auf dem Vierwaldstätter See und auf der St.-Gotthards-Straße conserviren. Das eifrige Ausschlagen der Ehre ist aber wahrscheinlich eben dazu nöthig, um sie vom Urner Volk zu erlangen. (I, S. 313)

Bei der Besetzung oder Bestätigung der niedrigen Ämter wie Weibel, Schreiber, Läufer ändert sich das theatralische Ritual: Statt sich zu sträuben, müssen sich jetzt die Bewerber anpreisen, «diese freien Männer» ihren «bäurischen Landsleuten» auf widrige Weise schmeicheln. Diesmal bewerben sich die «kleinen Leute» (I, S. 314), die auf die ach so geringe Entlohnung angewiesen sind.

Kohl bricht nach Erläuterungen zum «Ausmehrern» seinen Bericht ab und versucht, zu seinen Eindrücken aus Uri Distanz zu gewinnen und sie ins Grundsätzliche zu erheben:

Im Ganzen konnte ich nur, soll ich sagen, die Ruhe, Ordnung und den Tact, mit denen die Landleute sich bei dieser Versammlung benahmen, oder soll ich sagen, das Geschick und die Klugheit, mit denen die Führer einen so stürmischen Gesetzgeber, wie es ein auf einen Haufen versammeltes souveraines Volk ist, bewundern. [...] Es ist, wie mir scheint, ein höchst merkwürdiges und von den schweizerischen Geschichtschreibern nicht genugsam hervorgehobenes Factum, daß diese Urcantone mit der scheinbar gefährlichsten und wandelbarsten Verfassung von der Welt, bei der das ganze Volk immer zur Wahl seiner Herren und zur Gebung neuer Gesetze auf einem und demselben Forum versammelt wird, ja der zufolge nicht nur alljährlich alle Beamten ihre ganze Gewalt in den Schooß des Volks zurücklegen, sondern auch alle alten und neuen Gesetze, alle alten Gewohnheiten und alles, was durch die Gewalten des Landes je durch das Mehr entschieden ist, für einen Augenblick suspendirt werden, indem alle diese Dinge dem Volke zur Bestätigung vorgelegt werden, sich doch unveränderlich seit mindestens 500 Jahren immer unabhängig und auch immer bei derselben unwandelbaren Verfassung erhalten haben. (I, S. 315 f.)

Die Theorie über die Volkssouveränität mag Kohl recht geben. Aber er weiss selber, dass dieses Volk nichts ahnt vom angeblichen Heimfall seiner Machtfülle und diese erst recht nicht wahrnehmen könnte. Kohls eigene Worte von der «unabänderlichen Verfassung» und den «alten Gewohnheiten» widerlegen diese konstruierte These. Ebenso ist das Recht des Volkes «zur Wahl seiner Herren und zur Gebung der Gesetze» aufgeklärte Staatstheorie und nicht urschweizerische Praxis. Wie die Wahl der Herren von diesen selber manipuliert wird, hat Kohl eben offengelegt. Auch das Recht des Volks in der Legislation ist eingeschränkt; hat sich doch Kohl, beiläufig, verwundert, dass für diese Tagung der Landsgemeinde keinerlei Gesetzesänderung traktandiert war, und herausgefunden:

Mit der Initiative der Landleute zu Gesetzesvorschlägen, diesem wichtigsten Rechte aller Versammlungen, sieht es etwas mißlich aus. Sie haben diese nämlich

nur unter folgenden sehr beschränkenden Umständen. Um einen Vorschlag in der Versammlung thun zu können, müssen sieben ehrliche Männer zusammentreten und sich verbürgen, daß dieser Vorschlag den Wünschen von sieben oder mehr verschiedenen Geschlechtern genehm sei; auch müssen sie diesen Vorschlag des «S i e b e n g e s c h l e c h t s» wenigstens einen Monat vor der Landsgemeinde den «regierenden Herren des Raths» vorlegen und können ihn erst dann, wenn diese nichts dagegen thun, an die Volksgemeinde bringen. Die Räte erlangen auf diese Weise von allem, was unter dem Volke vorgeht, Kenntniß und können ihre Maßregeln treffen. (I, S. 310 f.)

So ist gegen unbequeme Anträge aus dem Volk sogar eine doppelte Schutzwehr errichtet, bemannt von den gleichen sieben Familien. Dies als ein weiteres Beispiel dafür, wie die Oligarchie ihre Herrschaft sichern kann, gerade weil sie gleichzeitig den Anschein von Demokratie zu wahren versteht.

Kohl ist ernüchert. Wie sehr, schreibt er, hatten wir, angesteckt von Johannes von Müller, «in unserer Jugend in Deutschland für diese Volksverfassungen geschwärmt.» (I, S. 302) Jetzt hat er sich aufgemacht, diese «ursprünglichste und natürlichste Verfassung» (I, S. 299) in Funktion zu erleben, war doch die Suche nach der besten Verfassung für Liberale<sup>49</sup> in den meist monarchisch, zum Teil sogar absolutistisch regierten Teilstaaten<sup>50</sup> des Deutschen Bundes in der Restaurationszeit längst aktuell. Dringlich erschien in jenen letzten Monaten des Vormärz<sup>51</sup> die Frage: Wieviel und welche Art Demokratie erträgt der liberale Staat? – Die Schweiz jener Zeit bot unzufriedenen Deutschen zwei republikanische Modelle an: die Landsgemeinde-Demokratie der Urschweiz und die repräsentative Demokratie in der Neuschweiz. Gefühlsmässig hatte Kohl jener den Vorzug gegeben, weil sie dem Ideal am nächsten schien. Jetzt aber wägt er ab:

Jene neuschweizerische Verfassungsweise, nach der das Volk nicht selbst seine Angelegenheiten unmittelbar in die Hand nimmt, sondern seine Rechte durch die Vermittelung der Großräthe ausübt, scheint eine gemäßigt demokratische, eine um einen Grad minder liberale zu sein als die der Urcantone, führt aber besser zum Zwecke und ist ihrem Effect nach als freisinniger und liberaler anzusehen. (I, S. 300)

<sup>49</sup> Kohl hat sich in den «Alpenreisen» nirgends als Liberalen bezeichnet, wohl um die Neutralität des Berichtstatters zu markieren; aber seinen Standpunkt verraten z.B. die Erörterungen über die repräsentative Demokratie. Anderswo bekennt er: «Ich glaubte, zu den gemäßigten Liberalen zu gehören, welche zwar nicht à tout prix conserviren wollen, die aber langsamen und allmäligen Fortschritt wünschen und deßhalb beständig reformiren, aber nicht revolutioniren» (Aus meinen Hütten (wie Anm. 4) II, S. 405).

<sup>50</sup> Nur vier Mitglieder des Deutschen Bundes waren republikanische Staaten: Die Reichsstadt Frankfurt am Main und die Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen, Kohls Vaterstadt. – Absolutistisch regiert wurden die beiden Grossmächte Österreich und Preussen.

<sup>51</sup> «Vormärz» ist eine Bezeichnung für die Geschichte Deutschlands während der Restaurationszeit 1815–1848, weil sie durch Revolutionen im März 1848 in Österreich, Preussen und andern deutschen Staaten ein abruptes Ende fand.

Kohls Entscheidung zugunsten der «gemäßigten» Repräsentativ-Verfassung geht von der liberalen Staatstheorie aus, die dem Volk oder der Volksvertretung als doppelte Aufgabe die Kontrolle der Exekutive und die Legislation zuweist. Für beide Funktionen scheint ihm ein Grosser Rat geeigneter als die Landsgemeinde. Diese ist an einem einzigen Tag im Jahr versammelt und schon deswegen «ein sehr unbehüllicher und schlechter Controleur der Staatsverwalter». Das Volk müsse den Entscheidungen der Behörden blind vertrauen, während Repräsentanten sich durch Erfahrung Kenntnisse der Staatsgeschäfte erwerben könnten. «Das Volk ist daher durch sich selber schlechter vertreten als durch die einsichtigen Delegirten.» Die Kompetenz dieser Volksvertreter, mit ihren periodischen Sitzungen und ihrer kleineren Anzahl, mache sie viel besser geeignet, «zu agiren, berathen, beschließen, controliren» als «große Massen-Versammlungen.» (I, S. 301)

Der Wille und die Meinung eines jeden kann sich da viel seltener offenbaren. Die Massen drücken aufeinander, und es entstehen daher Tausende von unthätigen und schweigsamen Elementen. Einige wenige treten an die Spitze. Diese lässt das Volk, das seine Unbehüllichkeit fühlt, für sich reden und handeln. Sie erlangen die Gewalt, benutzen sie zu ihrem Vortheile und paralysiren die ganze Volkssouverainetät, die am Ende nur ein leerer Name und ein Spiel der an die Spitze Getretenen wird. (I, S. 301)

Mit diesen Überlegungen begründet Kohl theoretisch, was ihn unterdessen der Augenschein gelehrt hat, nämlich dass die Landsgemeinden von einer Oligarchie beherrscht werden. Diese habe deshalb seit jeher ein vitales Interesse, den Status quo und damit ihre Herrschaft zu bewahren. Als eingeschworene «Gegner des Fortschritts» seien diese «scheinbar demokratischsten aller Staaten» bis 1798 mit den gleichgesinnten Aristokratien der Städte eng verbunden gewesen:

Schon im vorigen Jahrhundert waren die demokratischen Urcantone die beständigen treuen Bundesgenossen der Berner regimentsfähigen Aristokraten. Sie waren die eigensinnigsten und zugleich auch tapfersten Gegner der von Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts ausgehenden Fortschrittsimpulse. Sie kämpften mit Oestreichern und Russen gegen die Franzosen. Sie hielten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts das 1815 wiederhergestellte alte Regime am eifrigsten aufrecht. Sie standen und conspirirten bis auf die letzten Tage herab mit Ludwig Philipp und mit Oestreich. (I, S. 302)

Kohl glaubt demnach, in der politischen Ausrichtung der Urkantone eine Kontinuität vom Ancien Régime bis zum Sonderbund zu entdecken; die Neuschweiz dagegen sei in der Politik dadurch definiert, dass sie sich einer liberalen und demokratischen Ordnung und damit dem Fortschritt angenähert habe. Somit hält Kohl seine Grundannahme für bestätigt, dass in der Urschweiz «Dauer» weit mächtiger sei als «Wechsel». Er schliesst denn auch seine Argumentation ab mit der Erkenntnis, dass die Urner «sich und den Gewohnheiten ihrer Väter auf eine seltene Weise getreu bleiben.» (I, S. 317)

Obwohl er mit diesem Fazit die Landsgemeinde aus der heilen Welt herabgeholt und der rückständigen zugewiesen hat, verrät ein versöhnlich-nostalgischer Ton seine Sympathie. Der Ethnograph entfaltet Fazetten des Archäologen, sogar des Ästheten, der dem «Malerischen» nachspürt:

Indeß jedes Ding hat seine zwei oder auch mehr Seiten, und wer selbst in den Ruinen eines Gebäudes noch mit Freuden den alten ehrwürdigen Plan des Tempels erblickt, wer alte Sitten und Gebräuche als solche achtet und ihnen gern begegnet, wer in einem entstellten Angesichte noch gern einzelne schöne Züge aufsucht und bewundert, der wird eine schweizerische Landsgemeinde interessant genug finden. Als bloße Schauspiele sind sie in der That schon im höchsten Grade interessant und malerisch. (I, S. 303)

Die schönen Worte drapieren sein Eingeständnis, dass das Phantombild von urtümlicher Demokratie, das er in der Schweiz gesucht hat, eigentlich nur noch als «Schauspiel» existiert.

Eine auf den ersten Blick makellose Szenerie öffnet sich vor Kohl einige Reisetage später im Maderanertal. Angewidert von der Bettelei auf der Hauptstrasse durch das Reusstal – alle Fremden würden «für immens reich gehalten» – ist er in dieses Seitental hinaufgestiegen, um hier Landschaft und Leute noch «in einem unverdorbenen Zustand» zu erleben. Die Alpenlandschaft begeistert ihn: «Welche wundervolle Gebirgsscenen boten sich hier unserem Blicke dar! Welche Hochwiesen und zum Himmel aufstrebende Gipfel!» Und die Äpler, «zufriedene Bergbewohner, alte Schweizer», leben «nach der Väter Gewohnheit» und pflegen «gute Sitten». «Wie fanden wir die Leute hier so gefällig, so natürlich, einfach und freundlich! Wie wohnen sie, um ihre Kirchen in Dörfern versammelt, so wundervoll malerisch und schön!» (I, S. 319 f.) Hier glaubt Kohl, sie endlich gefunden zu haben, die auf Dauer angelegte Idylle, derentwegen er eigentlich in die Alpen aufgebrochen ist.

Kohl, sonst kritisch, nimmt ohne Hemmung die gängigen Klischees in den Mund! Aber vielleicht erkennt er hinter dem Stereotyp das ethnographische Modell des «autonomen Bergdorfs», in dem die Kirche noch mittendrin steht. Von hier aus könnte sich das Verständnis erschliessen für das Wesen und die Notwendigkeit der Tradition. Den Ansatz dazu gibt uns ein Zitat aus einem kürzlich erschienenen Aufsatz:

Die Erhaltung der Tradition, d.h. die Kontinuität und Stabilität der Lebensbedingungen, war für eine technisch wenig entwickelte Gesellschaft eine massgebliche Gleichgewichtsbedingung. Denn in einem Kontext niedriger Produktivität war das zentrale Anliegen und zugleich die Hauptsorge nicht das Wachstum, sondern die Stabilität. Die Stabilität setzte die Beständigkeit der produktiven Bedingungen voraus, d.h. die zyklische Kontinuität der Natur, der Jahreszeiten. Auf dieser Ebene war die Stabilität eng mit den katholischen Ritualen verknüpft, welche u.a. die Fruchtbarkeit sichern und vor Unglück und Krankheit schützen sollten. Der produktive Output war wesentlich mehr vom göttlichen Wohlwollen als von materiellen Inputs abhängig. Politisch stellte das Brauchtum die

Grundlage des Rechts dar. Die Treue gegenüber dieser Vergangenheit sollte die gerechte und stabile Ordnung der Gesellschaft bewahren, während jede Neuerung potentiell als Bedrohung empfunden wurde.<sup>52</sup>

Diese idealisierte Urzelle einer wirtschaftlichen, politischen und religiösen alpinen Gemeinschaft genügt sich selbst und fürchtet jede Veränderung; die Vorstellung von Wachstum ist ihr fremd. Diese Aussage ist wegweisend. Hier ist der ruhende Gegenpol zur Dynamik des Tieflands, die sich unten im Reusstal schon bemerkbar macht. Vom Bergdorf aus betrachtet ist der alljährliche Gang zur Landsgemeinde kein demokratischer Willensakt – es wird ja nur Akklamation erwartet –, sondern er markiert im jahreszeitlichen Zyklus das festliche Schauspiel zum Frühlingsanfang, an dem jedermann teilnimmt, und von dem er sich in gehobener Stimmung wieder hinauf in seine abgelegene Zelle zurückzieht.

Die Wand dieser Zelle ist wenig durchlässig. Dies zeigt eine Kuriosität, von der Kohl im Maderanertal hört: Wie einige Familiennamen verraten, sind die Vorfahren vieler Bewohner mehrere Generationen früher aus Graubünden über die Berge eingewandert.<sup>53</sup> Trotzdem

haben sie sich doch mit den Urbewohnern des Thales immer noch nicht völlig amalgamieren können. Sie gelten noch immer für Fremde. Um in Amerika als Einheimischer zu gelten und aller Bürgerrechte theilhaftig zu werden, genügt für jeden Fremden ein Aufenthalt von wenigen Jahren. In diesen schweizerischen Ur-cantonen giebt es Familien, deren Väter vor 300 Jahren einwanderten und die dennoch für «Ausbürger» gelten, die noch immer nicht auf der Landsgemeinde mitstimmen können und noch keinen Theil haben an dem Eigenthum der Nation. Keine Republiken in der Welt sind in Bezug auf die Fremden von einem so engherzigen Geiste beseelt gewesen wie diese schweizerischen Cantone. Daher haben denn auch keinem Staatswesen die Fremden von jeher so viel Noth bereitet wie dem schweizerischen. (I, S. 320 f.)

Die Fremden im Reusstal und andere Fremde im Maderanertal – Anlass für Kohl, ein Schlaglicht auf das ambivalente Verhalten der Schweizer gegenüber den Fremden zu werfen. Den Touristen demonstriert man Armut: Er behauptet, «alle Leute betteln hier [im Reusstal], wie in allen den Thälern der Schweiz, welche von Fremden ständig besucht werden.» (I, S. 319) Diese Fremden bringen Geld; aber sie kommen nur im Sommer.

«Im Winter werden die Schweizer wieder Schweizer!» bemerkte ein Engländer, und dieß ist sehr wahr. Das Gewinn- und Geldfieber, das sie im Sommer bei dem

<sup>52</sup> Sandro Guzzi: Widerstand und Revolten gegen die Republik. Grundformen und Motive. In: Helvetik – neue Ansätze. Itinera 15 (1993), S. 84–104. Zit. S. 96. Was hier über 1798 m.E. treffend gesagt wird, galt 1847 immer noch.

<sup>53</sup> Dass Leute aus dem Nachbartal über die Berge die oberste Talstufe besiedelten, kam im Alpengebiet mehrfach vor. Kohl hebt auch hervor, wie sich Walliser aus dem Lötschental oben im Lauterbrunnental niederliessen. (I, S. 224)

Eindringen des Fremdenstromes und bei der dadurch veranlaßten Concurrenz ergreift, hört im Winter auf, und die Leute zeigen sich wieder ganz menschlich und idyllisch wie ein Bergvolk. [...] Die kleinen munteren Geißbuben bettelten uns nicht an, wie sie im Sommer gethan haben würden, und erwiesen uns Gefälligkeiten ohne Geld. (I, S. 156)

Diese Beobachtungen macht Kohl bei einer Tour im Winter ins bernische Oberhasli. Sobald die Versuchung von aussen ausbleibt, kehrt offenbar die angestammte Tugend zurück.

Im Maderanertal handelt es sich aber nicht um Zugvögel, sondern um Übersiedler aus einer längst mit den Eidgenossen verbündeten Region. Mit ethnographischem Scharfblick legt Kohl eine Fremdenfeindlichkeit bloss, die er als kleinlich verurteilt. Freilich liegt sein Vergleich mit den Vereinigten Staaten etwas schief, waren doch diese damals modellhaft als Einwanderungsland auf fremde Zuwanderer dringend angewiesen. Zur Entlastung der Schweizer könnte man allenfalls die als liberal gepriesene Asylpraxis der Neuschweiz jener Zeit geltend machen. Doch diese erwähnt Kohl nicht einmal; sein Vorwurf bleibt an den Schweizern insgesamt hängen.

Was ihn empört, ist der Status der «Ausbürger» im Lande Uri; er verletzt den demokratischen Grundsatz der Gleichberechtigung aller ansässigen Stimmbürger. Trotzdem hatte sich diese Ungleichheit in den «Volksverfassungen» bis dahin halten können, ausser im Kanton Schwyz, wo die Gleichberechtigung der Bürger wie der Bezirke nach einer provisorischen Teilung des Kantons 1832 durch Intervention der eidgenössischen Tagsatzung durchgesetzt wurde. Das Tal von Schwyz (I, S. 339–359) ist Kohls nächste Station.

## SCHWYZ: «HÖRNER» UND «KLAUEN»; UND FROMME FRAUEN

Über den Urnersee erreicht Kohl den Hafen von Brunnen.

Das Thal, das bei Brunnen mündet, ist ein großer, weiter Kessel, in dessen Hintergrunde die malerischen Centralberge des Cantons Schwyz, die beiden Mythen, stehen. Am Fuße dieser Berge, bis tief in den Kessel hinein liegt der Flecken Schwyz in der Mitte eines weiten Bergpanoramas, das zu dem Schönsten gehört, was man in der Schweiz sehen kann. [...] Das kurze, breite, runde Thal von Schwyz ist der eigentliche Kern dieses Cantons. Man kann es zugleich auch die Wiege der ganzen Schweiz nennen. Denn die Schwyzer Männer, an Zahl die überlegenen unter den ersten Eidgenossen, waren immer die Hauptführer der alten Schweiz. (I, S. 339 f.)

Aus diesem Grund sei, das muss Kohl seinen deutschen Lesern erklären, «der neuere Name Helvetiens, 'die Schweiz'» nichts anderes als die hochdeutsche Um-



Abb. 3:  
Schwyz. Ansicht von Süden. Links über dem Flecken Schwyz thront das 1844 von den Jesuiten erbaute Kollegium (Kirche und Westflügel, der Ostflügel wurde erst 1858/59 erbaut). In der Bildmitte am Fuss des kleinen Mythen befindet sich die Haggeneegg. Aquarell von David Alois Schmid (1791–1861).

formung des Kantonsnamens «Schwyz». Dieser Name<sup>54</sup> in seiner mittellateinischen Form *Suetia* sei übrigens fast identisch mit jenem von Schweden, ein Beweisstück mehr für jene vielen Schwyzer und Schweizer (besonders auch im Oberhasli), die an ihre Abstammung von eingewanderten Schweden glaubten. Für den Ethnographen ist die seltsam tiefe Verwurzelung dieser Herkunftssage im Volksbewusstsein interessant, mehr als ein für ihn unwahrscheinlicher historischer Kern. (I, S. 341, 150–153)

Schwyz ist auch der Name des «Hauptdorfs». Dieser unübliche Ausdruck dränge sich auf; denn – dies ist Kohls Meinung – man habe im ganzen Alpengebiet keine Städte dulden wollen.

Sie haben immer eine Abneigung gegen Burgen, Befestigungswerke, Stadtmauern und Städte gehabt. [...] Diese Schweizer sagen, ihre Berge seien ihre ihnen von Gott gebauten Festungen. Gegen die Städte und Bürgerschaften der ebenen Schweiz haben sie, obwohl sie Bündnisse mit ihnen eingingen, immer eine gewisse Abneigung gehegt. (I, S. 341)

Schwyz, das «Hauptdorf» mit über 5000 Einwohnern, muss, wie anderswo die «Hauptstadt», Zentrumsfunktion übernehmen, mit der Hauptkirche St. Martin,

<sup>54</sup> Zum heutigen Wissensstand über frühere Formen und über Deutungen des Ortsnamens «Schwyz» siehe Viktor Weibel: *Namenkunde des Landes Schwyz. Die Orts- und Flurnamen in ihrer historischen Schichtung und dialektologischen Relevanz.* Frauenfeld/Stuttgart 1973, S. 38–40.

mit Klöstern, dem Rathaus, dem Zeughaus und dem Spital. Im weitem

zeichnet es sich durch eine Reihe stattlicher Privatgebäude aus, welche seit uralten Zeiten die Residenzen alter angesehener Familien sind.<sup>55</sup> Da ist das «Itel'sche Haus»<sup>56</sup>, das «Reding'sche Haus»<sup>57</sup>, das sogenannte «große Haus»<sup>58</sup>, der «Brühl»<sup>59</sup> (die Residenz der Familie Wäber). Alle diese Häuser [...] sind alterthümliche, burgenähnliche feste Wohnungen. [...] Ein bequemes Gehöfte umgiebt sie, und dieses ist wieder mit einer hohen Mauer eingefasst. Sie liegen zerstreut in und neben dem Dorfe umher, und bei ihrem Anblicke fällt einem das englische Sprüchwort ein: «*my house is my castle*». Auch in Uri sieht man ganz ähnliche Häuser dieser Art, und auf einem solchen Gehöfte hausten schon die alten Freiherren von Attinghausen. (I, S. 342 f.)

Diese irrthümlicherweise als Burgen bezeichneten ansehnlichen Herrensitze sind nicht «uralt», sondern stammen in der Mehrzahl aus dem 17. Jahrhundert. Sie sind erhalten als eindruckliche Zeugen der Macht, des Reichtums und des Ansehens der Eliten der Urschweiz, der «Gnädigen Herren» in Unterwalden und der «Siebengeschlechter» in Uri, jener «Magnaten», wie sie von ihren radikalen Kritikern geschmäht wurden. Hier in Schwyz gelingt es ihm sogar, Landammann Theodor ab Yberg<sup>60</sup>, dem höchsten Magistrat, seine Aufwartung zu machen:

Ich besuchte den vielgenannten, den in Schwyz, Uri und Unterwalden hoch angesehenen und allmächtigen Herrn Abyberg auf seiner Burg. «Ja dem Abyberg, dem kommt keiner gleich,» hatte mir ein Schwyzer Landmann gesagt. «Er hat auf der Landsgemeinde eine gewaltige Stimme. Wenn er redet, da rufen alle gleich 'ja! ja! so wie der Abyberg sagt, so soll es sein.' Ihm darf keiner widersprechen. Ja b'hüt's Gott, das ist ein Mann!» (I, S. 344)

Landammann ab Yberg kämpfte unbeirrt für die Sache der konservativen «Altschwyzler», gegen die liberalen Ausserschwyzler, gegen die aufsässigen «Klauenmänner» (von ihnen wird bald die Rede sein) und für die Berufung der Jesuiten nach Schwyz; und nun trieb er an zum Krieg gegen die Feinde des Sonderbunds. Neben der politischen Führung wird er das militärische Kom-

<sup>55</sup> Dazu die summarische Feststellung in: Kunstführer durch die Schweiz. Bern 1971, I, S. 567: «An der Peripherie des Dorfes entstanden seit dem Ende des 16. Jahrhunderts zahlreiche Herrenhäuser, deren Bauweise z.T. noch deutlich die bäuerlich-demokratische Herkunft der in fremden Diensten zu Reichtum und Ansehen gelangten führenden Geschlechter erkennen lässt.»

<sup>56</sup> André Meyer: Die Kunstdenkmäler des Kantons Schwyz. Bd. 1: Bezirk Schwyz. Basel 1978. Das Ital-Reding-Haus, S. 369–389.

<sup>57</sup> Ebd. I, S. 357–369. Das Reding-Haus an der Schmiedgasse.

<sup>58</sup> Ebd. I, S. 347–353. Das Grosshaus im Brül.

<sup>59</sup> Ebd. I, S. 307–310. Der Brüelhof.

<sup>60</sup> Theodor ab Yberg (1795–1869). Er gehörte zu einer der ältesten Familien des Landes Schwyz. 1281 wird der erste Vertreter aktenkundig. – Dazu Paul Betschart: Theodor ab Yberg und die Politik von Schwyz in den Jahren 1830–1848. In: Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz 51 (1955).

mando der Schwyzer Truppen übernehmen – und in beiden Funktionen scheitern. Er ist der einzige prominente Politiker aus den drei Urkantonen, der nach der Niederlage im Sonderbundskrieg aus der Führungsschicht wird ausscheiden müssen.

Dieser ab Yberg blieb also Ausnahme. Als Regel, sogar als Modell für die Kontinuität der urschweizerischen Eliten hebt Kohl die Reding heraus, «die angesehenste und berühmteste aller Familien von Schwyz.»<sup>61</sup> Ihre Geschichte hätte er bei der Versammlung der Eidgenossen auf dem Rütli beginnen können, wo nach Schillers Version Altlandammann Reding einmütig als Tagungspräsident gewählt wurde. Kohl schreibt:

Den Schwyzern, scheint es, war es ein Bedürfnis, immer einen Reding unter den Männern, die an der Spitze ihrer Angelegenheiten standen, zu sehen. Und obgleich ihre souverainen und stürmischen Volksversammlungen seit 4 Jahrhunderten jeden Maitag das ganze Staatssystem hätten auf den Kopf stellen und das Oberste zu unterst kehren können, so sind doch die Redings mit ebensolcher Beständigkeit wie unsere Fürstenfamilien immer oben drauf geblieben. Redings commandirten und siegten bei Morgarten gegen die Oestreicher [1315], wie gegen die Franzosen [im Mai 1798]. Redings stehen unter den Helden des Landes obenan. (I, S. 344 f.)

Die Autorität der führenden Familien, belegt durch die neunjährige «allmächtige» Herrschaft ab Ybergs oder durch die seit Jahrhunderten bewährte und bewahrte Stellung der Familie Reding, ist ein Geheimnis, das Kohl keine Ruhe lässt. Diese Autorität, das fällt ihm auf, wird ausser am Tag der Landsgemeinde nicht zur Schau gestellt. So werden etwa (von fremden Monarchen verliehene) Adelstitel anders als in Deutschland im täglichen Umgang stets vermieden. Einer dieser Grafen belehrt ihn: «Im Grunde aber sind wir hier zu Hause alle gleich, wir sind alle Bauern.» (I, S. 343) Kohls Beobachtungen sind differenzierter: Er sucht einen dieser Herren<sup>62</sup> auf seiner «Burg» auf und wird eingeladen, ihn auf einer Fusstour ins Muotatal zu begleiten.

Ueberall, wohin wir kamen, wurden uns die freundlichsten Dienste geleistet, und in allen Hütten, in die wir eintraten, begrüßten die Einwohner den «Herrn Reding» mit einer respectvollen und doch nichts weniger als schüchternen oder

<sup>61</sup> «Reding» ist schon im 6.–8. Jahrhundert als Amtsname «Ratgeber» bezeugt. Der erste bekannte Träger des Namens im Lande Schwyz ist Werner Reding (1309). Der Stammsitz war die Burg Biberegg bei Sattel. Das Geschlecht stellte nicht weniger als 21 Landammänner in Schwyz. Rudolf von Redings (1539–1608) Söhne Rudolf, Ital und Heinrich waren die Bauherren der in den Anm. 56, 57, 58 genannten Häuser.

<sup>62</sup> Ich kenne die Genealogie zu wenig, um diesen Reding zu identifizieren, bin aber sicher, dass es nicht der weiter unten (in Anm. 63) genannte Nazar ist. Hätte Kohl diesen begleiten dürfen, so hätte er ihn als Kronzeugen für den Horn- und Klauenhandel ausgiebig ausgefragt. Denn Nazar war gemeint, wenn Kohl schreibt: «Einer von den Reding stand (in diesem Handel) entschieden auf der Seite der Liberalen.» (I, S. 345)

sclavischen Ehrerbietung, wie man sie außer der Urschweiz nur noch in der alten guten Zeit kannte, und die um so annehmlicher war, da sie von freien Leuten und von Schwyzer Stimmberechtigten und Eidgenossen kam. (I, S. 346)

Oder gäbe es, ausser in jener sagenhaften «alten Zeit» noch irgendwo in Europa Parallelen zu solch patriarchalischer Vertrautheit? – Vergleiche zieht Kohl mit einem englischen *Country-gentleman* oder mit einem schottischen Clanhauptling. Doch jener lebe «zu abgeschlossen in seinem Parkversteck», während ein Schweizer «Volkschef» «nach Art des alten Attinghausen, den Schiller richtig gezeichnet hat» (I, S. 346), mitten im Volk lebt. Dies galt auch für die Clanchefs im schottischen Hochland, doch regierten sie inmitten des Clans «viel despotischer», und dessen Verfassung war «rein monarchisch».

Der Zustand dieser alten Schweizer-Cantone war dagegen mehr eine Aristokratie oder Oligarchie auf der breitesten demokratischen Grundlage der Landsgemeinde. Die schottischen Clans wurden nach langen Kämpfen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von den Engländern umgestürzt und aufgelöst. In dem Verhältnisse der altschweizerischen Oligarchen in den Urcantonen wurde in der Mitte dieses Jahrhunderts durch den Sieg der neuschweizerischen Tendenzen und Ansichten wohl vieles geändert. Doch weiß man wohl, wie schwer solche eingewurzelte und langgewohnte Dinge einer Revolution weichen, und vermuthlich wird man auch jetzt noch auf lange Zeit die Redings, Abybergs und Wäbers nach alter Sitte auf ihren Gehöften unter dem Volk als seine Hirten und Leiter wohnen sehen. (I, S. 347)

Kohl prophezeit also, dass die Familienherrschaft in der Urschweiz auch die von der siegreichen Neuschweiz erzwungene Auflösung des Sonderbunds und die Umwandlung der Eidgenossenschaft in einen enger gefügten Bund überdauern werde. Ein schlagender Beweis, dass er, mindestens kurzfristig, recht behalten sollte, ist der Name und die Leistung des ersten Landammanns nach der Niederlage, Nazar von Reding-Biberegg<sup>63</sup>, den sein Biograph «Baumeister des Kantons Schwyz» (im Bundesstaat) nennt. Erleichtert wurde diese Übertragung der Macht von ab Yberg zu Reding dadurch, «dass die Mitglieder dieser Familie nicht zu den Ultrasonderbündlern gehörten. Sie waren mehr auf der gemäßigten Seite»; (I, S. 345) dies stellt Kohl schon während seines Aufenthalts in Schwyz fest.

Im zitierten Textausschnitt stossen wir zum erstenmal auf einen Vorgriff Kohls auf die Zeit nach dem Ausgang des Sonderbundskriegs. Er hatte vor dessen Beginn

<sup>63</sup> Nazar von Reding-Biberegg (1806–1864) war der einzige Nachkomme des Nazar (1759–1825), General in spanischen Diensten, und der Magdalena Freuler aus Näfels, und Neffe des Aloys von Reding (1765–1818), des Kommandanten der Innerschweizer gegen die Franzosen im Mai 1798. Nazar war 1833/1834 zum ersten, 1848–1850 zum zweiten Mal Landammann, 1853/54 Ständerat. – Seine Biographie von Paul Wyrsch: Landammann Nazar von Reding-Biberegg (1806–1865). Baumeister des Kantons Schwyz. In: Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz, 2 Bde; 69 (1977), S. 1–154, und 70 (1978), S. 155–303.

die Schweiz verlassen und redigierte seine «Alpenreisen» im Prinzip innerhalb des Zeithorizonts seiner Reisetagebuchnotizen. Doch zwischen seiner Rückkehr nach Deutschland und seiner «Vorrede», datiert «im Mai 1848», war im Frühjahr 1848 in Europa so vieles zusammengestürzt und ein Neubau so ungewiss, dass Kohl als erschütterter Zuschauer seinen Text mit einigen seiner neuesten Erfahrungen ergänzte. Darauf komme ich später zurück. Für die Urschweiz, wir haben es eben gehört, erwartet er weiterhin «Dauer im Wechsel»; denn die Oligarchie, deren Manipulationen er in Uri aufgedeckt hat, erscheint ihm hier vom Vertrauen des Volkes getragen und daher als erträglich.

Jedoch eine einzige Neuerung im Hauptdorf Schwyz stört sein paradiesähnliches Bild.

Eins sah ich damals mit Furcht und Schrecken in Schwyz. Das war das neue Jesuitencollegium, das dort in einer dominirenden Stelle oberhalb des Ortes seit 10 Jahren erwachsen war. Diese Leute mußten sich ihrer Sache, ihres endlichen Triumphes unendlich gewiß dünken. Denn sie hatten ihre Residenz gleich in ihrem gewöhnlichen großartigen Style begonnen, ein hohes dreistöckiges Gebäude mit weitausgreifenden Seitenflügeln. Man sah es wie den Palast eines Königs von allen Seiten im Thale von Schwyz. (I, S. 347)

Das Wörtchen «damals» verrät, dass Kohl auch hier im nachhinein schildert. Anders als im Haupttext, wo er sein Urteil über die Jesuiten zurückhält, rühmt er hier jene Völker, die «das große Netz, das sich über die Länder und Völker ausbreitete,» zerrissen haben; auch hier in Schwyz wurde das halbfertige Gebäude der Jesuiten einem anderen Zwecke zugeführt.<sup>64</sup> Wenn Kohl es mit der Residenz eines Monarchen vergleicht, so will er andeuten, wie schlecht es in das republikanische Umfeld passt, in das sich hingegen die Herrenhäuser architektonisch einfügen; als Bastion symbolisiert es die militante, international gebietende römische Kirche, während die gleiche katholische Kirche, wie sie ihm bald im Umkreis des Wallfahrtsorts Einsiedeln entgegentreten wird, dem frommen Volk nahesteht und auch beim protestantischen Ethnographen Verständnis finden wird.

Den Talkessel von Schwyz hat Kohl zu Recht den «Kern» des Kantons genannt; denn bis zur französischen Invasion von 1798 waren die Äusseren Bezirke: die March, die beiden Höfe Wollerau und Pfäffikon, Einsiedeln und Küssnacht, dem Kernland «Altschwyz» untertan, ihre Bürger minderen Rechts gewesen. Die Umwälzung der Helvetik setzte die Gleichberechtigung der Bezirke wie der Bürger durch; in der Restaurationszeit war diese Neuerung eingeschränkt und 1829 sogar widerrufen worden. Dieser Rückschritt stand krass im Gegensatz zu den liberaldemokratischen Neuerungen, die sich von 1830 an in den meisten Kantonen des Tieflands als sogenannte «Regeneration» durchgesetzt hatten. Deshalb trieben die

<sup>64</sup> Die Jesuiten wurden 1836 von der Bezirksgemeinde (Alt-)Schwyz unter dem Vorsitz ab Ybergs berufen und eröffneten im gleichen Jahr ihre Schule mit 74 Studenten. – Das beschriebene Gebäude wurde 1856 als Kollegium Maria Hilf neu bezogen.

Äusseren Bezirke in Schwyz ebenso wie Basel-Landschaft zur Sezession. 1832 anerkannte die Tagsatzung provisorisch den Halbkanton Ausserschwyz. Wegen kriegerischen Zwischenfällen<sup>65</sup> liess die Tagsatzung den Kanton besetzen und zwang «Innerschwyz» zur Zustimmung zu einer neuen Verfassung, welche Ausserschwyz und seinen Bürgern gleiches Recht zusicherte, was 1833 die Wiedervereinigung möglich machte.

Es scheint, dass Kohl von dieser Teilung und ihrer Heilung nichts vernommen hat, er weiss nur – was schon erwähnt wurde<sup>66</sup> – dass in Ausserschwyz als ehemaligem Untertanenland die liberale Opposition gegen den Kurs zum Sonderbund kräftig ist. Unterdessen hat ein neuer Konflikt mit dem seltsamen Namen «Horn- und Klauenhandel»<sup>67</sup> den früheren der drohenden Kantonsteilung abgelöst; Kohl findet die Thematik äusserst interessant, und seine Neugier sucht ihr auf den Grund zu gehen.

Deshalb nennt er es einen Glücksfall, dass sein Begleiter über den beschwerlichen «Haken»-Pass<sup>68</sup> von Schwyz unter den Mythen durch und das Alptal hinunter nach Einsiedeln ein «sehr dezidierter Klauenmann» ist. So kann er den Standpunkt dieser Partei aus erster Hand kennen lernen. Jedoch lässt er sich nicht davon abhalten, wie gewohnt, Ohren und Augen nach allen Seiten offen zu halten und aus den wirtschaftlichen Gegebenheiten unter Beizug der historischen Dimension seine eigenen Schlüsse zu ziehen.

Seine Überlegungen: Wie die Indianer in Amerika um ihre Jagdgründe, so streiten sich die Urschweizer, «die durch und durch Hirtenvölker» sind, «um die Benutzung ihrer Alpen- und Bergweiden, die ihre hauptsächlichsten oder einzigen Reichthümer sind.» (I, S. 349)

Ein Streit um die Bestimmung der Weidegränzen war es vor 500 Jahren, der die Schwyzer mit dem mächtigen Abt von Einsiedeln zerfallen und sie ihre Eidgenossenschaft stiften liess. [...] Der gemeinsame Besitz von Alpen ist die Grundlage ihrer Dorf- und Gemeindeverfassung. Und aus ihrer Alpenwirthschaft endlich gingen auch jene beiden Hauptparteien hervor, in welche die Bevölkerung gespalten ist, die Horn- und die Klauenmänner, welche die Landsgemeinden und das Land zu verschiedenen Zeiten der Geschichte, namentlich aber wieder in diesen letzten Jahren stürmisch bewegten. (I, S. 350)

<sup>65</sup> Die Besetzung des Kantons Schwyz durch eidgenössische Truppen erfolgte im August 1833 wegen des Überfalls auf den Bezirk Küssnacht (Ausserschwyz) durch innerschwyznerische Truppen unter dem Kommando von ab Yberg.

<sup>66</sup> Siehe oben S. 23.

<sup>67</sup> Benützt wurden vor allem Dominik Steinauer: Geschichte des Freistaates Schwyz vom Untergang der 13örtigen Eidgenossenschaft bis auf die Gegenwart. 2 Bde. Einsiedeln 1861; Betschart (wie Anm. 60); Wyrsch (wie Anm. 63), besonders I, S. 107–154. Die einzige Geschichte der Schweiz, die dem Konflikt zwischen den «Hörnern» und «Klauen» ein besonderes Kapitel widmet, bezeichnet unter dem Titel «Ein bäuerlicher Klassenkampf», ist Robert Grimm: Geschichte der Schweiz in ihren Klassenkämpfen. Bern 1920, Nachdruck, Zürich 1976, S. 345–347.

<sup>68</sup> Haggenegg, 1414 Meter über Meer.

Um den akuten Konflikt innerhalb des Schwyzervolks zu verstehen, muss man sich in Erinnerung rufen, dass damals in den Urkantonen das volle Bürgerrecht sowohl Stimmrecht an der Landsgemeinde als auch Anteil «an dem Eigenthum der Nation» umfasste; von beidem, dies hat Kohl festgestellt, sind die «Ausbürger», zum Beispiel im Maderanertal, ausgeschlossen.<sup>69</sup> In den Kantonen Schwyz und Uri sei, anders als in den meisten andern Kantonen,

fast die ganze Masse des hohen Wiesenlandes gemeinsames Eigenthum des gesammten Landes oder Volks. Jeder freie Landmann kann so viel Vieh auf die Alpen treiben, als er will und als er besitzt. Dieß s c h e i n t eine Art von sehr billigem [= gerechtem] Communismus zu sein, der allen Bürgern gleiche Rechte giebt. (I, S. 350)

Kohl macht die Täuschung klar: Bloss wer Vieh besitzt, kann das Recht auf freien Zugang zu den Alpweiden nutzen.

Nur sehr wenige besitzen 20 bis 30 Kühe, und diese haben den Hauptvortheil vom Staate. Die meisten besitzen nicht einmal eine Kuh, sondern bloß eine oder ein paar Ziegen, die sie kümmerlich mit am Wege zusammengesuchtem Futter in der Nähe ihres Hauses nähren. Es giebt Tausende, die auch nicht einmal die Vortheile des Besitzes einer Ziege genießen. Und alle diese besitzlosen Proletarier der Urcantone, die in der neueren Zeit an Zahl beständig gewachsen sind, machen daher der jetzigen Staatsverfassung den Vorwurf, daß sie die Classe der Reichen auf eine ungerechte Weise begünstige und indirect privilegire. Sie wünschen eine Abänderung des alten Zustandes durch Aufhebung der Staatsgemeinschaft der Alpen und durch gleichmäßige Vertheilung derselben an alle Bürger zu Privatbesitz. (I, S. 351)

Die Fronten sind klar, die Namen der Parteien noch nicht; Kohl erklärt sie: Besitzer von Hornvieh (Rindern, Kühen) heissen abgekürzt «Hörner», jene von Klauenvieh (Ziegen, Schafen) «Klauen» oder «Klauenmänner».<sup>70</sup>

Kritischer Höhepunkt ihrer Auseinandersetzung war im Jahr 1838 eine so «stürmische Landsgemeinde», dass sie wegen einer massiven Prügelei mit hundert Verletzten abgebrochen und neu angesetzt werden musste. Bei der zweiten Tagung wurde der Vorschlag zur Aufteilung der Alpweiden (gemäss Kohls Informanten) mit 4800 gegen 4300 Stimmen abgelehnt, der Führer der «Hörner», ab Yberg, zum Landammann gewählt. Die Vormacht dieser Partei, mit «Altschwyzern» und

<sup>69</sup> Siehe oben S. 37.

<sup>70</sup> Die Unterscheidung meint Grossvieh und Kleinvieh; sie erscheint nicht ganz logisch, weil jenes auch Klauen und bei diesem die Böcke auch Hörner haben. Vielmehr wurden «Klauen» als eine Masseinheit für die Nutzung verwendet, wie Kohl mit Bezug auf die Alpen im Entlebuch erklärt: 4 «Klauen» kämen einer Kuh gleich, ein Pferd rechne man als 6 oder 7 «Klauen», und «die Thiere, welche weniger fressen, wie z.B. die Schafe, Ziegen, Kälber, junge Rinder, Schweine etc., gleich einer, zwei oder drei Klauen. Will sich einer in eine Alpencorporation einkaufen, so kauft er so und so viele Klauen, die in den Büchern auf ihn übertragen werden.» (I, S. 411)

Grossviehbesitzern als hartem Kern, vermag die Begehren der «Proletarier» durch wenige Zugeständnisse, wie die Einforderung eines geringen Weidegeldes für jedes Stück Vieh, in Schach zu halten. Ueberdies helfen viele Arme die Mehrheit der «Hörner» stützen, was Kohl auf ihre Abhängigkeit von den Grossbauern zurückführt, die bei den offenen Abstimmungen an der Landsgemeinde zutage treten muss. Ein paar Jahre vorher hatten die Separatisten von Ausserschwyz als Widerpart des Establishments von Altschwyz um die politische Gleichberechtigung gerungen, die ihnen, allerdings erst unter Druck von aussen, auf dem Papier zugestanden worden war. Jetzt rennen die Klauenmänner gegen die gleichen Machthaber an, aber jetzt geht es mehr um die wirtschaftliche Gleichberechtigung, die kaum je zu erreichen ist. Diese Verlagerung des Konflikts vom politischen in den wirtschaftlichen Bereich scheint mir aus der schweizerischen Perspektive bedeutungsvoll.

Kohl interessiert eher die europäische Dimension dieses Kampfes, die er schon mit dem Gebrauch neumodischer Wörter wie «Communismus» oder «Proletarier» – ein Jahr vor der Publikation des «Kommunistischen Manifests» – in seinen Text einfließen lässt:

Man kann sagen, daß dieser Streit bereits seit 15 Jahren die Länder Uri und Schwyz ebenso spaltet und bewegt, wie jetzt der Kampf zwischen Reichen und Proletariern in allen anderen Staaten Europa's, wo er aus ähnlichen Zeitverhältnissen, obwohl nicht überall aus Ziegen- und Hornviehbesitz hervorgegangen ist. (I, S. 352)

Kohls Sympathie für die Klauenmänner als Leute, denen ihr Recht vorenthalten wird, ist unverkennbar. Doch steckt er im Dilemma zwischen Ideologie und Pragmatismus: Als Liberaler müsste er für alle das Recht auf Eigentum fordern und zudem darauf hinweisen, dass im Tiefland schon längst die Aufteilung der Allmenden einen ersten wichtigen Schritt auf dem Weg zur Agrarmodernisierung bedeutet hat. Trotzdem muss er einsehen, dass die Produktionsbedingungen im Alpengebiet ganz andere sind. Er lässt sich überzeugen, dass mehr Gerechtigkeit für jeden fatale wirtschaftliche Folgen für alle hätte; denn der jetzt blühende Handel mit Käse und Rindern – jedes Jahr würden, wie er hört, 4000–5000 Stück Vieh nach Italien exportiert – müsste zusammenbrechen. Er beruhe nämlich auf der wie bisher in grossen Einheiten betriebenen Alpwirtschaft. Dieses Argument finde ich in der neuesten Wirtschaftsgeschichte bestätigt: «Um fette Hartkäse von der nötigen Grösse herzustellen, brauchte es den Ertrag einer Herde von mindestens 30 Kühen, wie sie nur während der Sömmerung auf den Alpen zusammengebracht werden konnte.»<sup>71</sup>

Wird die bisherige Alpenwirthschaft [in der Innerschweiz] umgestürzt, werden die Alpen vertheilt, werden die Kräfte zersplittert, bekommt jeder Besitzer sein

<sup>71</sup> Pfister (wie Anm. 21), S. 195. – Einen genossenschaftlichen Zusammenschluss von Milchlieferanten, um gemeinsam Käse herstellen zu lassen, wird Kohl erst auf einer späteren Etappe dieser Reise in den Talkäsereien des Emmentals kennen lernen. (I, S. 409)

Stückchen Weide und seine Kuh darauf<sup>72</sup>, so wird auch jener Handel aufhören und dem Lande die Hauptquelle seiner Wohlhabenheit entzogen werden, durch die namentlich auch eine große Menge der Armen direct oder indirect Vortheile bezieht. Das scheinbare Unrecht der ausschliesslichen Benutzung der Alpen durch die reichen Heerdenbesitzer ist also ein Vortheil für alle. (I, S. 354)

Seinen Begleiter über den «Haken»-Pass kann Kohl freilich mit solchen Überlegungen nicht überzeugen. «Ah was, de richen Buern und de 'Herrn' welle alles haben. Und das sölle sie nicht, und unsere Alpen müssen getheilt werden.» (I, S. 355) Diese Drohung sollte ohne Wirkung bleiben: Im Jahre 1857 wird die Allmendgemeinde den Grundsatz der gemeinsamen Nutzung bestätigen; die Forderung einer Minderheit nach Aufteilung des Allmendbesitzes wird nach und nach aus den Traktanden verschwinden.<sup>73</sup>

Kohl ist fasziniert von seiner Vorstellung, dass der Mikrokosmos der Eidgenossenschaft Verhältnisse und Vorgänge in Europa spiegle, und zwar reduziert auf einen überschaubaren Massstab. Nirgends hat er diese für seine Entdeckungsreise wegleitende Erkenntnis so deutlich formuliert wie im folgenden Textausschnitt, wo er vom Streit um Alpweidrechte überleitet zu den wirtschaftlich-sozialen Verteilungskämpfen weltweit:

Der beste Ausweg, um alle zu befriedigen, wäre demnach in Schwyz eine Erhöhung des Weidegeldes, so wie der beste Ausweg im übrigen Europa, um den Nachtheilen der Gütervertheilung zu entgehen, eine Erhöhung der Einkommen- und Luxussteuern wäre. Es ist merkwürdig, wie alle Bewegungen, die den großen Völkerocan Europa's durchzucken, auch in diesen kleinen Bevölkerungstropfen, die an den Gipfeln der Alpen hängen, in diesem Natiönchen und Cantönchen der Schweiz sich wieder abspiegeln. Man sollte ihre Zustände häufiger studiren. Vieles erkennt man im Kleinen besser und kann es dann zum Verständniß des Großen bequem gebrauchen. (I, S. 354)

Im Gegensatz zu dieser weitgespannten, auf Europa gerichteten und gleichzeitig mikroskopischen Sicht erscheint Kohls Abstieg durch das schwyzerische Alptal in den Klosterbezirk von Einsiedeln (I, S. 359–389) als eine lokale und thematische Einschränkung, nämlich auf die zentrale Rolle der katholischen Kirche im Leben dieser Bergregion. Seine Entdeckungswallfahrt durchläuft drei Stationen: die ärmliche Pfarrei von Alpthal, das einsame Frauenkloster Au, die stolze Benediktinerabtei von Maria Einsiedeln, Zielpunkt internationaler Pilgerfahrten.

<sup>72</sup> Kohl meint, wahrscheinlich könnten viele dieser neuen Besitzer ihren Anteil gar nicht als Weide nutzen und würden ihn verkaufen. So könnten «große Capitalisten sich auf den Alpen große Gebiete zusammenkaufen», was er für schlimmer hält als die bisherige Vormacht der eingesessenen Grossbauern. (I, S. 353)

<sup>73</sup> Wyrsh (wie Anm. 63), II, S. 344. – Die Kantonslandsgemeinde war 1848 abgeschafft worden und deshalb für diesen Beschluss nicht mehr zuständig.

Gegen Abend ließen wir uns aus den schneegefüllten Wäldern [der Haggenegg] auf die grünenden Wiesen des kleinen Alphales herab, das von sehr armen Leuten, die jetzt alle mit ihrem guten Priester Hunger litten, bewohnt wird. (I, S. 359)

Kohl wohnt im Kirchlein von Alphal<sup>74</sup> «dem Abendsegen mit der kleinen, dürftigen, aus ihren Hütten herbeiströmenden Gemeinde» (I, S. 360) bei und folgt der Einladung des Priesters in seine bescheiden ausgestattete Wohnung.

Aber selbst in diese abgelegene Klausur wetterleuchtet der Bruderzwist unter den Eidgenossen; denn der Priester, aus dem berühmten Glarner Geschlecht der Tschudi<sup>75</sup>, ist Glaubensflüchtling! – Sein Geschick deutet Kohl summarisch an:

Da in Glarus die Partei der Protestanten, der Radicalen und «Gottlosen» die Oberhand behielt, so hatte ihr Sieg die Verbannung, Proscribierung oder Einkerkelung von mehreren ihrer Gegner zur Folge, wie denn fast jeder Sieg einer Partei über die andere in der Schweiz dieselbe Folge gehabt hat. (I, S. 361)

Diese Behauptung ist sicher übertrieben, vom tief beleidigten 'Verbannten' beeinflusst. Tschudis (freiwilliges?) Exil hing mit der Totalrevision der Verfassung des Kantons Glarus im Jahre 1836 zusammen.<sup>76</sup> Sie setzte liberale Grundsätze durch, auch die Rechtsgleichheit. Dieser widersprachen die althergebrachten Sonderrechte der katholischen Minderheit, zum Beispiel auf eine eigene konfessionelle Landsgemeinde; sie wurden abgeschafft. Die Bastion der Katholiken, damals wie heute die Gemeinde Näfels, widersetzte sich und wurde durch militärische Besetzung den Beschlüssen der Mehrheit unterworfen. Tschudi, katholischer Pfarrer in Glarus, verweigerte mit einigen Amtsbrüdern den Eid auf die neue Verfassung, verlor deswegen seine Pfründe und wurde Pfarrverweser in Alphal. Er hätte – hier folge ich wieder Kohl – dank seinem Ansehen in eine «fettere Pfründe» wechseln können; doch blieb er seinen Berglern treu. Nur wenige Stunden Weg über die Berge trennten ihn von «seinem Vaterlande. Seit 6 Jahren war dieß ihm aber so unerreikbaar wie China gewesen» (I, S. 361), und er konnte seine gebrechliche Mutter nie mehr besuchen.

Was dem unversöhnlich eifernden Tschudi widerfahren ist, wird man aus unserer Distanz kaum rundweg «Gottlosen» zur Last legen, sondern als symptomatische Folge jener liberalen Haltung betrachten, die den Kirchen gegenüber solange

<sup>74</sup> Alphal wurde 1798 von der Pfarrei Schwyz abgelöst und eine eigenständige Pfarrei.

<sup>75</sup> Marianus Ferdinand Tschudi (1792–1855), Pfarrverweser in Alphal 1840–1851.

<sup>76</sup> Darüber Germann Studer/Fridolin Jakober: Die katholische Pfarrei und Kirchgemeinde Glarus–Riedern. Glarus 1993, S. 78–85; Jakob Winteler: Geschichte des Landes Glarus. Glarus 1954, Bd. II, S. 431–454, 479. – Bis dahin war der Eid vor der katholischen Landsgemeinde von den Priestern ohne weiteres geleistet worden; verweigert wurde er der (nach ihrer Auffassung illegitimen) nun einzigen (Gesamt-)Landsgemeinde. «Die ausgewiesenen Geistlichen verliessen das Land am 28. Mai 1838» (Studer/Jakober, S. 83). Nach der anderen Darstellung (Winteler, II, S. 453) sei den Eidverweigerern für 8–10 Jahre die Priestertätigkeit im Kanton untersagt, aber nur die nichtglarnerischen Geistlichen seien ausgewiesen worden. Trifft dies zu, so wäre Tschudi freiwillig ins Exil gegangen. Aber nach seiner Aussage Kohl gegenüber kehre er nicht heim «aus Furcht, sofort erkannt und arretirt zu werden». (I, S. 361)

indifferent bleibt, als diese nicht Rechte oder Interessen des Staates zu tangieren scheinen. Die Radikalen verstärkten diese Tendenz und damit auch die Gegenwehr der Radikalen unter den Katholiken, der «Ultramontanen». Dadurch eskalierten die konfessionellen Probleme in den zehn Jahren vor Kohls Reise und schürten den Konflikt zwischen der Ur- und der Neuschweiz: Klösteraufhebung im Aargau, Berufung der Jesuiten nach Luzern, Freischarenzüge.

Das Wetterleuchten steigert sich zum Gewitter; dieses Bild braucht Kohl, wie er die Nonnen im Benediktinerinnenklosterlein in der Au<sup>77</sup> aufsucht, auf seinem Weg eine halbe Stunde vor Einsiedeln:

Als die Freischaaren den Angriff auf Luzern machten, mit der Absicht, den Sonderbund aufzulösen und das sogenannte Pfaffenregiment in den Urcantonen zu sprengen, wurde die Bevölkerung in den katholischen Urcantonen im höchsten Maße alarmiert und erschüttert. Sie betrachteten jeden Angriff von der radicalen, protestantischen Schweiz her als einen Angriff auf ihre Religion, und obgleich er zurückgeschlagen wurde, so glaubten sie doch zu erkennen, wie wesentlich die Gefahr sei, die ihnen von daher drohe, und sahen ein immer dunkleres Gewitter sich um sie her gestalten. Sie wurden daher im höchsten Grade ernst und fromm gestimmt. Die Kirchen der Thäler und die Waldcapellen und Klöster wurden seitdem häufiger als je besucht. Bet- und Wallfahrten wurden zur *Rettung des Vaterlandes und des Glaubens* in allen Theilen des Landes unternommen. (I, S. 363, Kursive von H. U.)

Damit fasst Kohl zusammen, weshalb und wie auf der katholischen Seite der konfessionelle Gegensatz eskalierte. Mit dem Kampfruf «Die Religion in Gefahr!» liessen sich echte Emotionen ebenso wie manipulierte Wallungen entfesseln, liess sich die Motivation zum letzten Einsatz von Gut und Blut verstärken, denn die Religion gab dem Widerstand seine moralische Grundlage und Rechtfertigung und festigte die Verbundenheit der Bedrängten untereinander. Der Höhepunkt dieser religiösen Mobilisierung im Kanton Schwyz steht noch bevor: Am 17. Oktober 1847, drei Wochen vor Kriegsausbruch, wird die Landeswallfahrt nach Einsiedeln stattfinden. Zum Zeichen ihrer Aussöhnung werden sich Landammann Theodor ab Yberg und Nazar von Reding nebeneinander, eine Kerze in der Hand, dem Volke zeigen. Reding hatte sich nach langem Zaudern überzeugen lassen, dass die Politik des Sonderbunds eine gerechte Sache sei, und nun unterstützte auch er die militärische Aktion.

Weniger prominent, aber nicht weniger eifrig suchen die Nonnen von Au die religiöse Begeisterung zu fördern. Kohl fährt unmittelbar nach dem letzten Zitat weiter:

<sup>77</sup> Benediktinerinnenkloster zu Allen Heiligen in der Au bei Einsiedeln. Dazu Joachim Salzgeber: In der Au bei Einsiedeln. In: Helvetia Sacra. III/1, 3. Teil: Frühe Klöster, die Benediktiner und Benediktinerinnen der Schweiz. Bern 1986, S.1713–1717; P. Justus Landolt: Geschichte des Jungfrauenklosters OSB zu Allerheiligen in der Au bei Einsiedeln. Einsiedeln 1878.

Und da regten sich auch «die dem Herrn dienenden Waldschwwestern» von der Au.<sup>78</sup> Sie schickten eine Deputation zum Abte von Einsiedeln, von dem ihr kleines Kloster abhängt, und baten um die Erlaubniß,<sup>79</sup> in diesen schlimmen Zeiten die «ewige Anbetung» bei sich einführen zu dürfen. (I, S. 363 f.)

Kohl lässt sich diesen Brauch der *laus perennis* erläutern: Tag und Nacht, Jahr ein, Jahr aus lösen sich zwei Nonnen ab, um in der Kirche laut betend Gott zu loben. – Den Waldschwwestern gegenüber wies der Abt mahrend hin auf ihre kleine Zahl, welche die häufigen Ablösungen anstrengend, und auf die langen Winternächte, welche sie doppelt beschwerlich machen würden; er schlug ihre Bitte zunächst ab, liess sich aber erweichen, ihnen eine Probezeit zuzugestehen. Nach deren Ablauf erklärten die Nonnen, ihr Eifer und ihre Gottesfurcht hätten sich so gesteigert, ihr Unternehmen habe in der ganzen Urschweiz «so viel Lob und Anklang gefunden, dass sie nun und nimmermehr von der ewigen Anbetung lassen würden.» (I, S. 364) Daraufhin wurde sie vom Abt am 31. Dezember 1846 endgültig erlaubt und wird bis in unsere Gegenwart weitergeführt.<sup>80</sup>

Wie die Nonnen alle um neun Uhr abends zum letzten Stundengesang auf die Empore kommen, ist Kohl der einzige Besucher. Er, der norddeutsche Protestant, ist von der Stimmung und Stimmigkeit des einfachen Gottesdienstes ergriffen:

Da sie oben hinter der Balustrade des Chors verborgen waren, so sah ich bloß immer, vom Scheine der Kerzen hell erleuchtet, die zarten Frauenhände, die mit den dicken Stricken in die Höhe fuhren und die geschwenkten Glocken wieder niederrissen. Während des Geläutes stimmten sie nun alle einen allgemeinen Chorgesang an. Danach zog sich der große Haufen mit leisen Tritten wieder zurück, die beiden abgelösten Nonnen mit sich nehmend. Zwei andere blieben und setzten nun wie die vorigen den Doppelgesang: Laßt uns ewig beten, wieder fort. (I, S. 367)

Spät in der Nacht erst kann sich Kohl in einem Wirtshaus in Einsiedeln zur Ruhe legen. Am Morgen staunt er über die Lage und die Anlage des Wallfahrtsorts:

Das weite und bequeme, aber kahle und kühle, ziemlich reizlose Thalbecken (auf 3000 Fuß [900 Meter] über Meer), dessen Mitte das Kloster einnimmt, ist rund umher von mäßig hohen Bergen umgeben, über deren Pässe aus allen Weltgegenden Straßen zum Kloster herabführen. Das ganze Thal ist, so zu sagen, klösterlich organisirt und wie eine Kirche ausgeschmückt. Die Wege sind stundenweit hinaus mit Heiligenbildern, Kreuzen und Capellen besetzt, und auf der

<sup>78</sup> Die lateinische Version: Deo famulantes sorores sylvestres, I, S. 363.

<sup>79</sup> Es ist aktenkundig, dass der Beichtvater der Nonnen, P. Claudius Perrot aus dem Kloster Einsiedeln, ihnen diesen Vorschlag machte. Salzgeber (wie Anm. 77) S. 1715. – Ein Mann gab also den Anstoss zu diesem Werk der Frömmigkeit, das zugleich als politisches Signal wirken sollte.

<sup>80</sup> Das Kloster macht heute keinen ärmlichen Eindruck mehr. Seit Kohls Besuch ist es durch An- und Umbauten vergrößert worden. 1974 wurde die neue, modern gestaltete Kirche eingeweiht und 1984 das Kloster zur Abtei erhoben.

Höhe jener Pässe, des Hakens, des Ezel, des Katzenstricks etc., stehen kleine Kirchen, die den Pilgrim mahnen, daß er nun in das ehrwürdige Thal von Einsiedeln hinabsteige. Mit jedem seiner Schritte mehren sich die Gegenstände der Verehrung, bis er endlich des großen herrlichen Klosters selber und des golden strahlenden Bildes der Himmelskönigin, die über seiner hohen Front errichtet ist, ansichtig wird. (I, S. 367 f.)

Es sind denn auch die internationalen Pilgerströme, die Kohl noch mehr faszinieren als der prächtige Innenraum der Kirche mit der schwarzen Madonna. Nur Loretto in Italien und Santiago in Spanien hätten «von allen Wallfahrtsorten der eu-



Abb. 4:  
*Trachslau bei Einsiedeln, Benediktinerinnenkloster in der Au. Kupferstich von Stephan Oechslin um 1828.*

ropäischen Christenheit» (I, S. 369) noch grösseren Zulauf. Man schätze die Zahl der Pilger auf zwischen 150 000 und 190 000 im Jahr, neben der Schweiz vornehmlich aus Süddeutschland und dem Tirol.

Zur Zeit der französischen Revolution war Einsiedeln ein Sammelplatz für die französische hohe Geistlichkeit, wie es Coblenz für den Adel, die Herzöge und Fürsten war. Hier residirten der Primas von Frankreich, der Erzbischof von Paris und hundert andere französische Geistliche. Da von hier eben so wie von Co-

blenz aus gegen Frankreich intrigirt wurde, so behandelten die Franzosen, als sie 1798 in der Schweiz einrückten, das Kloster auch nicht glimpflich. Die Conventualen wurden vertrieben, viele Reichthümer confiscirt und das tausend Jahre lang verehrte Marienbild (die Mönche sagen indeß «nicht das rechte, ächte») nach Paris geschickt. Später wurde alles wieder, so gut es anging, in den alten Zustand gebracht. (I, S. 371 f.)

Tatsächlich hatten die französische Regierung und Armee nach der Invasion der Schweiz die reiche Abtei Einsiedeln mit ausgesuchter Härte behandelt,<sup>81</sup> wohl auch als Strafe für das den Emigranten gewährte Asyl. Doch dies war auch schon für Kohl Vergangenheit.

Gegenwärtig ist ihm vor allem die Geschäftigkeit, mit der zur Andacht aufgerufen, Schriften über Wunder unter die Leute gebracht und Devotionalien aller Art angepriesen werden. Er will durchaus nicht lächerlich machen, was er an Gereimtem und Ungereimtem, Naivem und Abstrusem vorfindet; doch hier wird sein religiöses Empfinden weit weniger als sein ethnographisches Interesse für Volkstümliches mobilisiert. Aufschlussreich seien die Motivtafeln, welche unbeholfen, aber unmittelbar Einblick gäben in Nöte und Ängste des Alltags, die «durch die Fürbitte der Himmelskönigin» (I, S. 377) ein Ende gefunden hätten.

Der Zufall verhilft Kohl zu einem Blick auch auf die politische Landschaft. Die Bezirksgemeinde ist einberufen.

Der Flecken Einsiedeln mit einigen benachbarten Dörfern und Thälern bildet einen eigenen Bezirk und hat daher seine eigene Volksversammlung. Es kamen dazu etwa 2000 Menschen auf dem großen Platze neben dem Kloster zusammen. Die Hauptrolle bei den Verhandlungen spielten drei Dinge, die jetzige Hungersnoth, der man abzuhelfen wünschte, die Theilung der Alpen, die man gleich vornehmen wollte, und der «gnädige Herr», d.h. der Abt, der ihnen, wie es schien, bei der Verwirklichung aller ihrer Wünsche helfen sollte. (I, S. 380)

<sup>81</sup> Die sehr hohe «Kriegssteuer» von einer halben Million francs, die der Kommissär der französischen Regierung, François Lecarlier, am 8. April 1798 dem Kloster Einsiedeln auferlegte, war die höchste für eine geistliche Institution in der Schweiz. (Actensammlung für die Zeit der Helvetischen Republik, 1798–1803. Bd. I, S. 610–612). Nach dem Widerstandskampf der Schwyzer im Mai 1798 zerstörten französische Truppen die Gnadenkapelle. Noch verschärft wurden die Sanktionen, wie sie Kohl andeutet, indem durch Gesetz der Helvetischen Republik vom 17. Dezember 1798 (ebd. Bd. II, S. 1142 f.) neben anderen das Stift Einsiedeln aufgehoben wurde. Damit wollte man auch die politisch als gefährlich eingestufte Wallfahrt treffen. Die Wiederherstellung des Klosters wurde nach dem Amnestiedekret vom 18. November 1801 (ebd. Bd. VII, S. 718) möglich.

*Abb. 5:*

*Hochtal der Alp mit Einsiedeln und Alptal. Ausschnitt aus: Malerisches Relief der klassischen Schweiz von Friedrich Wilhelm Delkeskamp aus den Jahren 1830–1835. Man beachte die auffallend kleine Ausdehnung des Waldbestandes. 1 Schwendberg; 2 das Pfarrdörflein Alpthal; 3 das Dörflein Trachslau mit dem Frauenkloster Au; 4 das Klosterdorf Einsiedeln mit der Benediktinerabtei; 5 die Teufelsbrücke über die Sihl; 6 das Dörfchen Bennau; 1 (unten) Hochetzel und Etzelplatz; 2 (unten) das Pfarrdorf Feusisberg.*



Zu den Volksrednern, die ihre Meinung ungescheut kundtun, und den Magistratspersonen auf einer Tribüne in der Mitte des Platzes, also zum demokratischen und zum oligarchischen Faktor, kommt hier ausnahmsweise ein dritter dazu, ein monarchischer. Das Ansehen und die Kompetenzen des Abts vermag Kohl freilich nicht zu erfassen; zum Beispiel verlangt man vom Abt ein Darlehen, und als er dies ablehnt, wird «nicht wenig getobt». Auch die vorsitzenden Mitbürger trifft der Volkszorn. Viel Applaus erntet ein Votant, der unverblümt den Vorschlag macht, «diese weisen Herren hier, die uns in diese Noth gebracht haben, auf der Stelle abzusetzen.» (I, S. 381) Kohl ist bestürzt – doch es geschieht nichts.

Die Alpen wollten sie theilen, «gleich auf der Stelle theilen,» dieß beschlossen sie, streckten tausend Hände beistimmend dafür zum Himmel empor, und es sollte sofort eine Commission dazu niedergesetzt werden. Einen reichen Bauer, den man mir als einen eifrigen Hornmann bezeichnete, und der neugierig, aber natürlich mit den Händen in der Tasche, in das Volksetümmel hineinblickte, fragte ich, ob ihm nicht angst sei um seine Alpen und seine große Heerde. Er lächelte und sagte, die Landsgemeinde habe auch schon voriges Jahr die «s o f o r t i g e» Theilung der Alpen beschlossen, und vor 11 Jahren dasselbe auch schon einmal. (I, S. 381)

Kohl vernimmt, dass der stürmische Verlauf dieser Volksversammlungen keine Überraschung sei, dass aber noch nie Fensterscheiben am Kloster eingeschlagen wurden. Plötzlich «bombardirte die Klosterkirche mit ihrem wundervollen Glockengeläute dazwischen» (I, S. 381) und übertönt den Tumult. Dem Missmut des Volkes ist ein Ventil geöffnet worden, und damit ist der Elan zu Neuerungen schon verpufft; denn die Exekutive lässt sich nicht zum Handeln drängen. Dem Volk attestiert Kohl Mässigung in der Leidenschaft, dem Magistrat ähnlich wie jenem von Uri «eine große Routine, wie man das Volk trotz seiner Widerspänstigkeit leiten könne.» (I, S. 382)

Leider berichtet Kohl nicht, wie das Traktandum «Hungersnot», wie sie schon im Bericht zum Alptal angedeutet wurde,<sup>82</sup> an der Landsgemeinde behandelt wird. Anderswo in seinem Text finden sich punktuell Hinweise auf schlechte Ernten und hohe Preise, Ursache und Folge der schweren Wirtschaftskrise der Jahre 1845–1848. Ein erster wichtiger Fingerzeig kommt von seiner Tour ins Oberhasli im April 1847. Der Passverkehr über die Grimsel sei den Winter über selten unterbrochen und sehr rege gewesen, weil die Teuerung in der Schweiz kleine Kaufleute zu «Speculationen» gereizt habe. Auch seien mehr arme Leute als sonst aus dem Berner Oberland nach Italien hinübergewandert,

um sich selbst ihren eigenen Bedarf jenseits der Alpen einzukaufen. Sie holten von dort besonders Reis und Polenten (türkischen Weizen), die dieses Jahr vielfach statt der schlechten Kartoffeln und des theuren deutschen Getreides dienen mußten. (I, S. 260)

<sup>82</sup> Siehe oben S. 48.

«Schlechte Kartoffeln» gibt das eine Stichwort für die Versorgungskrise, «theures Getreide» das andere. Die «Kartoffelpest» ging in ganz Europa um und zerstörte auch in der Schweiz 1/3 bis 1/2 dieses Volknahrungsmittels in den drei aufeinanderfolgenden Jahren 1845, 1846 und 1847; lange Winter und ungewöhnlich heftige Unwetter vergrösserten noch die Knappheit an Lebensmitteln, was ihre Preise hochtrieb. Importe («theures Getreide»), auch von Reis und Mais, wurden zum Beispiel von der bernischen Regierung bezahlt und unter die Armen verteilt.<sup>83</sup>

Einen Schlagschatten auf das Elend in der Urschweiz wirft «der kleine verfrorene Bursche, der aus dem Bergdorfe Yberg 2 Stunden weit über den Schnee herbeigelaufen war, weil ihm die Wirthin (auf dem Hakenpass) etwas Salz versprochen hatte. Das Salz, dieses nothwendigste aller Lebensbedürfnisse, ist in der Schweiz überall sehr rar.» (I, S. 358) Mit dem Salz könne der Bub jetzt seiner Mutter eine grosse Freude machen, denn sie habe seit einer Woche «nur in Wasser gekochtes Kraut ohne Salz gegessen»; auch die Ziege werde nun mit Salz im Futter reichlicher Milch geben.

Die Noth in diesem theueren und noch dazu spät eingetretenen Frühlinge war in den oberen brotarmen Gebirgsgegenden allgemein. [...] Die Menschen, die sich von unter dem Schnee hervorgeklaubten Kräutern und von [gedeckelten] Schnecken ernährten, waren noch schlimmer daran als ihr Vieh. (I, S. 358)

Allerdings machen die vollen Wangen des Knaben Kohl misstrauisch gegenüber dem Ausmass der Not. Doch eine Frau gibt ihm zu verstehen, dass das Aussehen täusche:

«Wir füttern unsere Buben jetzt schon seit 6 Wochen mit Milch und Wasser. Das macht sie so dick, aber nicht bausbackig, Herr, sondern aufgedunsen. [...] An den Wangen kann der Herr nicht gut sehen, ob einen Buben hungert oder nicht. Aber schauen Sie nur die Händchen an, wie mager die sind, wie eingefallen zwischen den Fingern.» Ich setze diese Belehrung hin, weil mir eine Irländerin einmal dasselbe sagte. (I, S. 359)

Mit der Erinnerung an Irland rückt der weitgereiste Kohl das Elend, das er hier antrifft und bedauert, in die angemessenen Proportionen.

Wer das tiefe Elend der Armen in Irland oder in unseren großen Städten kennt, wer polnische, ungarische, serbische oder weißrussische Elendshütten gesehen hat, der wird für die Noth der Leute auf diesen Bergen wenn nicht das Herz, doch das Auge fast verloren haben. Man sieht hier nirgends diese elenden Hun-

<sup>83</sup> Ich stütze mich auf Klaus Aerni: Die Wirtschaftskrise 1845–48 aus bernischer Sicht, einen ungedruckten Vortrag von 1961, und danke dem Autor, dass er mir das aufschlussreiche MS geliehen hat. Vgl. zum Thema Martin Salzmann: Die Wirtschaftskrise im Kanton Zürich 1845 bis 1848. Bern 1978.

ger- und Jammergesichter, wie man sie in den Armenquartieren unserer Städte erblickt. (I, S. 278)

Anzumerken ist, dass Kohl Irland noch vor dem Einbruch der Kartoffelpest besucht hatte. Dort steigerte sich in den Jahren 1845–1848 die Hungersnot zum Hungertod, zu einer Katastrophe, die eine Million von den acht Millionen Einwohnern durch Hunger und die Folgekrankheiten dahinraffte.

Wenn ich mir diesen Exkurs in die undramatische Lebensmittelverknappung in der Schweiz erlaubt habe, so in der Absicht, etwas Material bereitzustellen für eine wohl noch ausstehende Darstellung dieser Wirtschaftskrise in der Urschweiz. Die Frage, ob sie sich überhaupt irgendwie auf die politischen Wirrungen der Schweiz ausgewirkt haben könnte, scheint bisher nicht untersucht worden zu sein.<sup>84</sup>

Kohls kurzer Aufenthalt in Einsiedeln wird abgerundet durch eine Fusstour zu den Grenzen des Klosterbezirks und einen Seitenblick auf dessen religiöse und touristische Bedeutung.

Ich machte mich zum Etzelpass auf in Begleitung eines gebildeten Franzosen, der mir sagte, daß er alle Frühjahre in dem heiligen frischen Bergthale von Einsiedeln einige Wochen zuzubringen pflege, um dort zu beten, um die Bergluft zu athmen, um die Pilger heranziehen zu sehen, um dem Abte seine Aufwartung zu machen. Er sei, sagte er, sehr an diese Reise gewöhnt, und er wisse, daß es viele Fremde seines Schlages gebe, die hier alle Jahre eine kurze Saison, gleichsam eine religiöse Seelenbadesaison [!] mitmachten. [...] Vom Etzel genossen wir der herrlichsten Aussicht auf den Zürcher See, dessen ich hier zum ersten Male ansichtig wurde. Seine Ufer im schönsten Frühlings schmucke, alle zahlreichen Dörfer unter Blüthen begraben. Jenseits die industriereichen Landschaften der Cantone Zürich und St.Gallen. (I, S. 382 f.)

Wenige Wochen später, auf seiner Sommerreise, wird Kohl in der umgekehrten Richtung, vom Dampfschiff zum Etzel in das «andere Paradies» der Urschweiz hinaufschauen. Wenn neben ihm ein Zürcher Radikaler lautstark (und auf Französisch!) das «Regiment der Herren und der Priester» in Schwyz und Einsiedeln kritisiert,<sup>85</sup> so weiss Kohl aus eigener Beobachtung und Begegnung, was er davon zu halten hat. Und dabei ist es ihm gelungen, in dem angeblichen Paradies ein Stück weit Idylle und Realität voneinander zu scheiden.

<sup>84</sup> Diesen Mangel bedauerte Bucher (wie Anm. 14), S. 45. Nur für einige Kantone lägen bis dahin (1966) besondere Studien vor. Er erwähnt als einzigen Titel den Vortrag von Aerni (wie Anm. 83). Auch seither wurde m.W. keine Untersuchung publiziert, die auf gesamteidgenössischer Ebene einen Zusammenhang zwischen Wirtschaftskrise und Bürgerkrieg diskutiert.

<sup>85</sup> Siehe oben S. 14.

Ich begleite Kohl auf seiner Sommerreise vom Zürichsee noch bis ins Appenzeller Land, weil ich zur Abrundung seines Bildes von der Schweiz drei wichtige Aspekte aus seinem Bericht (II, S. 21–56) in den Vordergrund rücken möchte:

- Appenzell als Aussenposten des Hirtenlands in der Nordostschweiz,
- Appenzell als extremes Beispiel eidgenössischer Dezentralisation,
- Appenzell als verkleinertes Spiegelbild der Schweiz.

Kohl ordnet erstens Appenzell dem Hirtenland zu: «Es giebt in beiden Appenzeller Ländern ebenso wenig eine Stadt wie in den Staaten der Urschweiz. Man könnte sie in mehrfacher Beziehung den Urkern der östlichen Schweiz nennen.» (II, S. 24 f.) Was den ersten Punkt, das Hirtenleben, betrifft, so stosse ich im Vergleich zur Urschweiz kaum auf neue Aspekte. Höchstens lässt sich Kohl verleiten, dem Klischee vom natürlichen und einfachen Älpler im Maderanertal jenes vom fröhlichen Appenzeller beizugesellen und damit der Idylle vom Hirtenleben in freier Alpenwelt die Krone aufzusetzen: Die Appenzeller lobe man als «frohmüthig» (ein «hübsches» Wort, das für Kohl neu ist); «sie sind halt immer so lustig,» sage man, «sie singen und spektakeln den ganzen Tag, wenn sie sonst nichts zu thun haben», und es scheine, «als hätten sie ein Gläschen über den Durst genommen,» (II, S. 23) auch wenn sie ganz nüchtern seien. Eine Glanzrolle spielt der Bergler, der ihn auf den Gipfel des Kamor [1750 Meter über Meer] führt und dabei munter alle Register seiner Begeisterung und Zutraulichkeit zieht; Proben seines «sonderbaren» Dialekts notiert Kohl ausgiebig. «Ich habe in meinem Leben keinen lustigeren und zugleich dienstfertigeren und gutmüthigeren Reisegesellschafter gehabt.» (II, S. 45) Verliebt, wie er ist in Land und Leute, malt sich Kohl hier ein Paradieschen aus, das er freilich durch den Hinweis auf «Die Molkenkur», einen unsentimentalen Reiseroman<sup>86</sup>, ein bisschen relativiert. Aber Hand aufs Herz: Bis heute bevölkern die Appenzeller in ihrer und unserer Sicht ein Modell-Hirtenland – mit seiner Berglandwirtschaft, mit Trachten, Musik, naiver Malerei und vielfältigem Brauchtum.

«Beide Appenzeller Länder»... Die Spaltung in zwei Halbkantone ist das auffallendste Beispiel zum zweiten Aspekt, der Dezentralisation:

Diese merkwürdige Theilung des Landes wurde im 16ten Jahrhundert als eine Folge der durch die Kirchenreformation entstandenen Spaltung in Katholiken und Reformirte herbeigeführt. Diese beiden Parteien bekriegten einander eine Zeitlang, bis sie endlich, des Gezänkes überdrüssig, einen Pact machten [1597],

<sup>86</sup> II, S. 35. – Den Autor nennt Kohl nicht; es ist Ulrich Hegner (1759–1849) aus Winterthur. Ulrich Hegner: Die Molkenkur. Zürich 1812, besteht aus Briefen eines ledigen norddeutschen Barons, der sich, begleitet von seiner Nichte und Bedienten, in Gais einer Molkenkur unterziehen muss. Er hinterfragt die gängigen Klischees der Schweizerreisenden und protestiert gegen «übertriebenes Lob» und «schreibselige Empfindsamkeit».

vermöge dessen sie ihren Staat in zwei Theile theilten. [...] Jeder Theil errichtete sein eigenes Staatswesen. (II, S. 25)

Die Namen Ausserrhoden und Innerrhoden weisen noch auf eine viel frühere, ursprüngliche Dezentralisation hin, auf die Unterteilung des ganzen Landes

in Rotten oder Rhoden, was mit dem Begriffe von «Gemeinden» etwa gleichbedeutend ist. Jede Rhode oder Rotte hatte ihre eigenen Anführer oder Oberhäupter, sowie ihr eigenes Wappen. In ihren Volksversammlungen vereinigten sie sich und stimmten nach Rotten, und bei ihren Kriegen bewaffneten und scharrten sich ihre Kriegerhaufen auch nach Rotten unter ihre Rottmeister.<sup>87</sup> (II, S. 25)

Die Gemeinde ist in der Schweiz generell, im Unterschied zum Deutschland jener Zeit, die unterste Stufe politischer Organisation, im Grad ihrer Autonomie von Kanton zu Kanton verschieden. Die Kantone waren bekanntlich bis 1848 souveräne Teilstaaten der Eidgenossenschaft. Zwischen Kanton und Gemeinden konnten sich teilautonome Gebilde wie die Hochgerichte in Graubünden etablieren. Dazu gehören auch die beiden Teile Ausserrhodens, mit denen Kohl die Dezentralisierung, die durchgängig föderative Struktur als Wesenszug der schweizerischen politischen Ordnung zu illustrieren sucht:

Die Schweizer spalten ihre Staaten bis ins Unendliche, und im Grunde kann man jeden Canton wieder als ein kleines Separatbündel von Staaten, eine kleine Eidgenossenschaft für sich, ansehen. Jede dieser Eidgenossenschaften hat ihre besondere Empörungs- und Verbindungsgeschichte, jede ihre besonderen Wilhelm Telle und Winkelriede, jede ihre Sempacher und Morgartener Schlachten für sich. Dieß trifft besonders bei den graubündtenschen und dann auch bei unseren Appenzeller Eidgenossen zu. So ist ihnen denn auch der Theil des Cantons Außer-Rhoden noch wieder zu groß gewesen, und sie haben ihn ihrem Particularismus gemäß noch in zwei Läppchen getheilt, von denen in dem einen Herisau und in dem anderen Trogen das Haupt und die Residenz ist. [...] Abwechselnd muß der Souverain des Landes, die Landsgemeinde, das eine Jahr nach Trogen, das andere nach Herisau kommen. Ebenso ziehen auch die obersten Behörden des Landes immer zwischen beiden Orten herum und residieren das eine Jahr hier, das andere dort.<sup>88</sup> (II, S. 22)

<sup>87</sup> Nach Franz Xaver Erni: Appenzell Innerrhoden. Bern 1974, S 29, und P. Rainald Fischer in: Appenzeller Geschichte, Bd. 1, 1964, S. 100, ist die Annahme einer Verwandtschaft von «Rhode» mit dem militärischen Begriff «Rotte», aber auch mit dem niederdeutschen Verb «roden» falsch; dieses erscheint im oberdeutschen Raum als «reuten» oder «rütten». «Rhode» wird abgeleitet von lateinisch *rota*, romanisch *roda*, Reihe(nfolge), z.B. in der Ausübung eines Amtes, ursprünglich «rotierend» innerhalb der Sippe, später lokal bestimmt, innerhalb eines Bezirks. Die Übernahme des Worts ins Deutsche lässt sich durch zeitweilige Herrschaftsrechte des Adelsgeschlechts der Sax-Misox im Appenzellerland erklären. Kohls Vorschlag, «Rhode» als «Gemeinde» zu verstehen, erscheint annehmbar.

<sup>88</sup> Die weit getriebene Dezentralisation in autonome Rhoden machte nach der Kantonsteilung 1597 die Bestimmung des Hauptorts von Ausserrhoden zum Problem; es steigerte sich zu einem Ge-

Dezentralisation hat Kohl in der Schweiz noch in anderen Lebensbereichen beobachtet, beispielsweise in den lokalen Dialekten<sup>89</sup> oder in der Organisation der Wirtschaft mit der Streuung der Produktionsstätten und des Kapitals.<sup>90</sup> Derart verallgemeinert, geht Dezentralisation oder Föderalismus ebenfalls ein in den dritten Aspekt: Appenzell als «Schweiz im Kleinformat». Kohl ist weder der einzige noch der erste, der auf diese Parallele gekommen ist. Zunächst einmal lässt sich für die Zeit des Ancien Régime das Stärkeverhältnis der Konfessionen und die geographische Lage ihrer Gebiete – das katholische Innerrhoden in Minderzahl und näher dem Alpenkern – *grosso modo* auf die ganze Schweiz übertragen. Damals lähmte der konfessionelle Gegensatz die Aktionsfähigkeit des Ganzen: der Eidgenossenschaft ebenso wie Appenzells. Sogar noch unter dem Bundesvertrag von 1815 – das hält Kohl fest (II, S. 27) – annullieren sich die beiden halben Stimmen, wenn sie ungleich sind. Dieses Patt sei immer noch die Regel, aber jetzt pflege Innerrhoden auf seiten der Urschweiz, Ausserrhoden zusammen mit der Neuschweiz zu stimmen.

Mit diesem Wechsel zum Gegensatzpaar Urschweiz–Neuschweiz anerkennt Kohl, dass sich im 19. Jahrhundert der konfessionelle Gegensatz, obwohl noch wirksam, nicht deckte mit jenem zwischen Konservativen und Fortschrittsfreunden. Hat Kohl mehrmals auf liberale Minderheiten in den katholischen Sonderbundskantonen hingewiesen, so gab es in den regenerierten Kantonen eine beträchtliche Zahl liberaler Katholiken, die sich mit der Neuschweiz identifizierten, zum Beispiel als Mehrheit im Kanton Solothurn. Irgendwie zwischen den Fronten standen Konservative in reformierten Kantonen, die sich aber wegen des Unterschieds der Konfession nicht mit den Konservativen der Urschweiz solidarisieren konnten. Dass Kohl nicht alle Komplikationen durchschaute, wird man verstehen, jedoch würdigen, dass er in den beiden Appenzell das Spiegelbild der Spaltung der damaligen Eidgenossenschaft in Urschweiz und Neuschweiz erkannte.

Wir erinnern uns, dass Kohl vom Etzelpass wie vom Dampfschiff aus den Kontrast zwischen den beiden Ufern des Zürichsees beschrieben hat: das «industrireiche» Nordufer, das zur Neuschweiz, das «Hirtenland» am Südufer, das zur Urschweiz zu rechnen ist. Diese gleiche Scheidelinie zeige sich nun markant entlang der Grenze zwischen den beiden Halbkantonen von Appenzell. Davon ist Kohl überzeugt:

Man kann sagen, daß die Stellung von Außer- zu Innerrhoden eine merkwürdige Parallele zu der Stellung der ganzen sogenannten «Neuschweiz», zu der «Urschweiz» und allem, was mit ihr zusammenhängt, abgibt. Die Urschweizer sind

gensatz zwischen den Gemeinden vor (östlich) oder hinter (westlich) der Sitter, mit den Hauptorten Trogen und Herisau. Die von Kohl festgestellte jährliche Rotation aller Behörden zwischen den zwei «Läppchen» ist seit 1876 aufgehoben; geblieben ist eine lokale Gewaltentrennung: die Regierung in Herisau, die Gerichte in Trogen. Geblieben ist auch der jährlich abwechselnde Ort der Landsgemeinde: Hundwil (hinter der Sitter), Trogen (vor der Sitter). Dazu, über die «Sitterschranke», Walter Schläpfer in: Appenzeller Geschichte, Bd. 2, 1972, S. 55 ff.

<sup>89</sup> Siehe oben S. 18.

<sup>90</sup> Siehe oben S. 10.

die inneren Rhoden der Eidgenossenschaft, die Radicalen von Bern, Aargau, Zürich, Genf etc. die äußeren. Im ganzen genommen, wurde die Energie der ganzen Eidgenossenschaft auf dieselbe Weise paralytirt, wie die Ausübung der einen Stimme von Appenzell. Die ganze Schweiz war in zwei fast ganz gleichstarke Parteien gespalten, die in allen wesentlichen Lebensfragen einander negirten. (II, S. 27)

Die Verbformen «wurde» und «war» verraten, dass Kohl hier schon Rückschau hält auf die Zeit vor dem Ausbruch des Bürgerkriegs. Mit «fast gleichstarken Parteien» scheint Kohl den Irrtum der Führer des Sonderbunds zu übernehmen, weshalb er sich wahrscheinlich wie sie über den Ausgang des Krieges täuschte. Doch davon später.

Schematisch und scharf kontrastiert Kohl die beiden Halbkantone als Repräsentanten der beiden Schweizen, behält aber auch unsern ersten Aspekt, ihre Zugehörigkeit zur gemeinsamen Kultur des Hirtenlandes, im Auge:

Das einzige, was die industriellosen, viehzuchttreibenden, konservativen, katholischen, sonderbündischen Innerrhodener noch mit den aufgeklärten, industriellen, fabricirenden, radicalen, protestantischen Außerrhodenern gemein haben, ist ihr Volksnaturell oder Temperament, das Wesen ihrer innersten in ihrem Blute und in ihrer Volkssrace begründeten Seeleneigenschaften. Beide Species der Appenzeller sind gleich munter, gleich gesanglustig, gleich poetisch und gleich warme Patrioten, die mit gleicher Begeisterung ihrem kleinen Berglande ergeben sind. (II, S. 32)

Dieser Textausschnitt liefert uns wichtige Stichworte, die ich abgewandelt – als Klischees – in den Titel des ganzen Artikels übernommen habe. «Aufgeklärt» und «fabricirend» können als abstrakte Begriffe jene Kräfte in Westeuropa bezeichnen, welche den stärksten Modernisierungsschub der Neuzeit ausgelöst haben: die geistige Revolution der Aufklärung, politisch wirksam in der Französischen Revolution, und die sogenannte «Industrielle» Revolution, welche sämtliche Zweige der Wirtschaft erfasst und umgestaltet hat. Wenn Kohl an einer anderen Stelle (II, S. 26) die Ausserrhodener auch noch «fortschrittslustig» nennt, so signalisiert er das dynamische Potential der beiden Revolutionen.

Im Mikrokosmos der Schweiz habe ich bis jetzt die «konservativen, industriellosen» und die «aufgeklärten, fabricirenden» Regionen meistens separat nebeneinander beschrieben; doch nun gehe ich daran, die Urschweiz und die Neuschweiz gegeneinander zu stellen, ihren Konflikt ins Zentrum und zugleich in einen umfassenden Zusammenhang zu rücken. Denn überall in der Welt und zu allen Zeiten treffen Lebensweisen (unscharf als Kulturen bezeichnet) auf markant ungleichem Entwicklungsstand aufeinander. Dieser Zusammenprall, *clash of cultures*, drängt zur Nivellierung des Gefälles. Extreme Folgen wären die Vernichtung der schwächeren Kultur oder die Abschottung beider voneinander. Die üblichen Konsequenzen sind Konflikt oder Akkulturation – der Prozess der Angleichung von Kulturen, der Kohl als Phänomen, aber noch nicht unter diesem Begriff bekannt

war. Dem Ausgleich der Unterschiede mögen die Rückständigen Widerstand entgegenzusetzen, aber gegen die Verlockung zur Akkulturation an eine als besser eingestufte Lebensweise selten mit andauerndem Erfolg.

Aus seiner europaweiten Erfahrung kann Kohl Schottland als frappantes Beispiel für den *clash of cultures* heranziehen. Hier lässt sich dieser leichter erfassen als in der dezentralisierten Schweiz, wo er eigentlich für jede Region gesondert untersucht werden müsste. Direkt vergleichbar mit der Schweiz ist immerhin die grundlegende Zweiheit von Hochland und Tiefland in Schottland. Kohl war 1842 dort hin gereist und verfasste einen ausführlichen Reisebericht, der mir neben anderen als Stütze für meinen Vergleich zwischen Schotten und Schweizern<sup>91</sup> gedient hat.

«Hirten und Krieger» mag als Etikette für die Hochländer ebenso wie für die Innerschweizer bis ins 18. Jahrhundert gelten. (I, S. 330 f.) Jedoch war der zivilisatorische Rückstand der schottischen Bergler weit grösser als jener der Älpler, weil sie seit Jahrhunderten isoliert am unwirtlichen Rand der Britischen Inseln in ihren vorstaatlichen Sippenverbänden, den Clans, ein kärgliches Leben gefristet hatten. Seit Schottland 1707 mit England in einem einzigen Königreich vereinigt war, wurde das Tiefland im Kielwasser des mächtigeren Partners England in dessen jähem wirtschaftlichen Aufschwung mitgerissen; dadurch verschärfte sich der *clash of cultures* gegenüber dem Hochland noch. Diesen Konflikt entschied die Unterwerfung des Hochlands durch die britische Armee; sie zerstörte, wie Kohl formuliert,<sup>92</sup> die Clans. Seit ihrer Niederlage 1746 waren die Hochländer einer schonungslosen Akkulturation preisgegeben und überlebten wegen massenhafter Abwanderung nur noch als unbedeutender Rest.

Dieser Seitenblick auf Schottland lässt erkennen, dass die zivilisatorische Differenz zwischen Bergland und Tiefland, so weit man zurückblickt, in der Schweiz viel geringer war. Im Gegensatz zur «Clan-Anarchie» hatten die Urschweizer Hirtenvölker wirklich Staaten zu bilden vermocht, wenn auch von mangelnder Effizienz, so doch verankert in einem ungebrochenen Selbst- und Geschichtsbewusstsein, und diese durch Bündnisse bis weit ins Tiefland abgesichert. Ebenso produzierten ihre Herden Güter für den Marktgang ins Tiefland und den Fernverkehr über die Pässe; ihre Kriegskraft exportierten sie in fremde Dienste. (II, S. 39) Diese politischen und wirtschaftlichen Beziehungen verbanden sie enger mit der fortgeschrittenen Mitwelt, öffneten sie für ein gewisses Mass an Akkulturation an die europäische Entwicklung.

Erst der gewaltige Schub, den die geistige und die wirtschaftliche Umwälzung seit der Mitte des 18. Jahrhunderts erzeugten, führte zu einem folgenreichen *clash of cultures*. Gegen diesen Schub versteifte sich hier im Alpengebiet der Widerstand; es verweigerte sich einer Akkulturation an die Neuerungen, während sie im Tiefland, wenn auch langsam, vorankam. Hier liess sich auf die Dauer «der große Strom des Fortschritts» nicht aufhalten, sondern schuf schliesslich die Neuschweiz, die,

<sup>91</sup> Reisen in Schottland (wie Anm. 2); auch J. G. Kohl: Land und Leute der britischen Inseln. 3 Bde. Dresden/Leipzig 1844. – Hans Utz: Schotten und Schweizer – Brother mountaineers. Europa entdeckt die beiden Völker im 18. Jahrhundert. Bern 1995 (Scottish Studies 17).

<sup>92</sup> Siehe oben S. 42.

als Kohl die Schweiz besuchte, gegen die Urschweiz offensiv ausgriff; das Ziel der Neuerer war eine umfassende Modernisierung.

Unter Modernisierung soll – durchaus wertfrei – jene seit dem 18. Jahrhundert fortschreitende Bewegung verstanden werden, die sich, vereinfacht zusammengefasst, als Fernziel die Durchsetzung der Programme der Französischen und der Industriellen Revolution gesetzt hat.<sup>93</sup> Die Modernisierung der Schweiz darstellen, hiesse allerdings, ihre Geschichte der letzten 250 Jahre neu schreiben. Ich beschränke mich hier darauf, einige wenige Beispiele von Modernisierung, die Kohl beobachtet hat, heranzuziehen.

Die Kantonsgrenze am oberen Zürichsee zwischen Zürich und Schwyz kann nicht verhindern, dass Leute der Höfe, der March und der Gegend um Einsiedeln Heimarbeit von Zürcher Textilfabrikanten annehmen, dass diese sogar als weitere Etappe der Industrialisierung dort mechanische Spinnereien und Webereien eingerichtet haben:<sup>94</sup> Wirtschaftliche Expansion unterwandert die starre politische Front. Auf den Seen verkehren Dampfschiffe, seit 1837 auch auf dem Vierwaldstättersee: Die «Stadt Luzern» braucht zweieinhalb Stunden von Luzern bis Flüelen, die Rudernauen neun. Die neumodischen Schiffe bringen Touristen; ihre Mobilität, ihr fremdes Gehebe, ihre Ansprüche auf Komfort fordern und fördern Modernisierung. Gewichtiger ist die Förderung des Handels; wir erinnern an den Abt von Engelberg, der im Käsehandel auf kapitalistischer Basis Erfolg hat.<sup>95</sup> Der wachsende Handel muss allerdings noch auf den Eisenbahnbau warten. Die Eröffnung der Binnenstrecke Baden-Zürich im August 1847 ist Kohl nicht einmal eine Notiz wert, hingegen weiss er von den kühnen Plänen des Bündners La Nicca<sup>96</sup> für eine Eisenbahn über oder durch den Lukmanier. (II, S. 93 f.) Die «Zugsverspätung»<sup>97</sup> der Schweiz bis 1858 zur Eröffnung des Hauenstein-Tunnels zwischen Trimbach bei Olten und Läuelfingen im Baselland bedeutet einen Rückstand gegenüber dem «Strom des Fortschritts». Dieser zeigt sich demnach im Bereich der Wirtschaft lokal ganz ungleich, im Tempo wie im Erfolg – zum Teil wegen der föderativen Struktur.

<sup>93</sup> Siehe oben S. 60. – Pfister (wie Anm. 21), S. 15, bezeichnet den in seinem Untertitel (Im Strom der Modernisierung) verwendeten Begriff als «vieldeutig»: «Darunter wird meist ein bestimmter Typ sozioökonomischen Wandels verstanden, dem folgende «westliche» Ideale zugeordnet werden: Rationalität, Anstieg der Produktivität und des Lebensstandards, soziale und wirtschaftliche Gleichstellung, effizientere Institutionen und Verhaltensweisen, nationale Konsolidierung und Unabhängigkeit, Demokratie «von unten», Partizipation und soziale Disziplin.»

<sup>94</sup> Der erfolgreiche Zürcher Fabrikant Caspar Honegger aus Rüti wurde 1834 vom Gemeinderat von Siebnen in der schwyzerischen March eingeladen, dort eine mechanische Weberei, die erste dauerhafte in der Schweiz, einzurichten. Später kam eine mechanische Spinnerei dazu. (Georg Kreis: Der Weg zur Gegenwart. Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert. Basel 1986, S. 53).

<sup>95</sup> Siehe oben S. 23f.

<sup>96</sup> Richard La Nicca (1794–1883), Bündner Ingenieur. Kantonsingenieur von Graubünden. 1840–1842 Verfasser des Projekts der 1. Juragewässerkorrektion, die 1868–1887 ausgeführt wurde.

<sup>97</sup> Erst 1858, mit der Eröffnung dieses Hauenstein-Scheiteltunnels (Länge 2,5 km), wurde es möglich, mit der Eisenbahn von St. Gallen, Zürich oder von Bern nach Basel und damit auch ins Ausland zu fahren. Seit 1862 waren auch Genf (mit Anschluss nach Frankreich) und Lausanne mit den genannten Städten verbunden.

In Bereich der Politik jedoch wird der Widerstand der Sonderbundsregierungen gegen die Modernisierung der Eidgenossenschaft von der Neuschweiz zunehmend als Blockade der gemeinsamen Zukunft verurteilt. Die Opposition der Urschweiz gegen einen liberalen Bundesstaat lässt sich, wie die Radikalen glauben, einzig nur durch Gewalt brechen. So erweist sich in der Rückschau der Sonderbundskrieg als Krise im Modernisierungsprozess. Aber selbst hier sind die Fronten nur zwischen den Regierungen klar. Es gibt – Kohl hat dies immer wieder festgehalten – eine liberale Opposition in den Sonderbundskantonen, aber auch konservativen Widerstand innerhalb der Neuschweiz.

Im Mikrokosmos von Appenzell dagegen erscheint auf den ersten Blick die Front nach Kohls Darstellung erstaunlich scharf. Ein sprechendes Indiz für wirtschaftlichen Fortschritt ist der Ausbau der Strassen:

In neuerer Zeit haben auch die Außerrhodener ihr Ländchen in die Kreuz und Quere mit guten Verkehrsstraßen versehen. Diese Straßen sind größtenteils durch Privatbeiträge, die Patriotismus und Gemeindesinn darbrachten, zustande gekommen, wie denn durch solche Privatbeiträge die meisten öffentlichen Anstalten ins Leben gerufen worden sind. In Innerrhoden dagegen, das, wie gesagt, immer das thut, was Außerrhoden nicht thut, und das nicht thut, was jenes thut, giebt es noch nicht eine einzige gebahnte Straße, nur Fußpfade, Alpenstege, Geiß- und Rinderwege. (II, S. 32)

Strassenbau hat Kohl<sup>98</sup> als eine der «vornehmsten» Aufgaben des Staates «in unserem Jahrhundert» bezeichnet: ein Werk zugunsten der Wirtschaft. Im weiteren ist die teilweise Finanzierung von öffentlichen Aufgaben durch Private ein Lieblingsanliegen der Liberalen. In bezug auf beide Aspekte illustriert Kohl somit in diesem Text Modernisierung.

Aber sogar diese Grenze zwischen den gegensätzlichen Halbbrüdern ist nicht undurchdringlich. In Innerrhoden gibt es, wie Kohl bemerkt hat, gar keine Industrie; und diese «Hirten» wollen – zum eigenen Schaden – auch keine zulassen:

Sie büßen selbst am meisten dabei ein. Denn ihre Töchter und Frauen, die sich doch selbst einen Sparpfennig zu verdienen wünschen, gehen nun zu den Außerrhodener Herren, holen sich Arbeit von ihnen und müssen sich mit dem sparsamen Lohne behelfen, den diese ihnen zugestehen. (II, S. 35)

Hier folgt das Gespräch, das Kohl mit einer Mousseline-Stickerin aus Innerrhoden führt,<sup>99</sup> welche Grund hat, sich über geringen Lohn zu beklagen. Noch ist in Kohls Kontext hier nicht von Mechanisierung in der Baumwollverarbeitung die Rede, sondern «Fabrikation» meint offenbar immer noch das schon seit dem 18. Jahr-

<sup>98</sup> Siehe oben S. 25.

<sup>99</sup> Siehe oben S. 12.

hundert verbreitete proto-industrielle «Verlagssystem» mit der Ausgabe und Einföhrung von Heimarbeit, deren Produkte im In- und Ausland verkauft werden.

Diese Art von Industrie hat sich weit über die Gränzen des Landes Außerrhoden verbreitet, über Innerrhoden, über Theile von St. Gallen, ja über den Rhein hinaus. Auch ein großer Theil der Bevölkerung des Vorarlberges arbeitet für diese außerrhodischen Fabrikanten, deren Speculationsgeist, Bildung, Kenntnisse und weitgehende Verbindungen sie instand gesetzt haben, den Gebirgsleuten weit und breit Nahrung und Beschäftigung zu gewähren. (II, S. 29 f.)

Die Qualitäten dieser «Fabrikanten» spiegeln jene der Unternehmer um den Zürichsee, wie sie Kohl hervorgehoben hat;<sup>100</sup> alle sind sie typische Vertreter der expandierenden Wirtschaft der Neuschweiz. Ausserrhoden gehört zwar auch noch zum Hirtenland, aber bezeichnenderweise haben sich seine Eliten, anders als jene der Urschweiz, von der Landwirtschaft gelöst und der Industrie verschrieben:

Die Fabrikherren aber sind nebenher noch eifrige Patrioten, ächte Republikaner und die Landammänner, Raths- und Gerichtsherren des Cantons. Meistens gehören sie seit alter Zeit her angesehenen Familien des Landes an und nehmen unter ihren Fabrikleuten eine sehr patriarchalische Stellung ein, wie Abraham unter seinen Hirten. Eine der angesehensten Familien sind die Zellweger, ungefähr wie die Redings in Schwyz. Der Landammann Zellweger hat es in Außerrhoden schon viele gegeben. (II, S. 30)

Nochmals: Appenzell als *la Suisse en miniature*. Auch in der übrigen Neuschweiz ist die Mechanisierung noch gebremst, noch gibt es kaum Grossunternehmen, noch überlebt sogar ein Rest von patriarchalischem Gehaben im Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, bevor der Klassenkampf in Gang kommen wird. Ebenso wie von Ausserrhoden her infiltriert sich vielerorts die Dynamik der neuschweizerischen Wirtschaft in das Bollwerk der Tradition, noch dezentralisiert, eher zufällig. Doch der Druck wächst; denn das Interesse der Mächtigen beginnt sich von der Politik auf die Wirtschaft zu verschieben, wie dies Kohls Beobachtungen in der Abtei Engelberg und im Schwyzer Streit um die Alpweiden anzeigen.

Ob letztlich eher die liberale Ideologie oder die wirtschaftliche Dynamik den hergebrachten Staatenbund im Sonderbundskonflikt eingerissen hat, bleibt umstritten. Aber schliesslich lässt sich auch die Sprengkraft der Französischen von jener der Industriellen Revolution nicht klar unterscheiden, sind sie doch beide Phänomene jenes Modernisierungsprozesses, der aus dem emanzipierten Menschenbild der Aufklärung hervorgegangen ist.

<sup>100</sup> Siehe oben S. 11.

## DER SONDERBUNDSKRIEG: KRISE IM MODERNISIERUNGSPROZESS

«Der große Strom des Fortschritts» (II, S. 37), «im Strom der Modernisierung»<sup>101</sup> – dieses Bild, die Metapher vom «Strom», bedeutet kraftvoll-stetige, unaufhaltsame Bewegung; denn in Europa waren damals immer mehr Menschen im Aufbruch zu Neuem begriffen, getrieben vom Vertrauen, das Machbare zu erreichen und stets zu neuen Zielen fortzuschreiten. Jetzt befindet sich Europa im nahen Vorfeld des kritischen Revolutionsjahrs 1848, wo die latenten Konflikte zwischen Innovation und Tradition in ungeahnter Heftigkeit losbrechen werden.

In der Schweiz nennt Kohl die Konfliktparteien Urschweiz und Neuschweiz; diese seine Wortprägung nimmt den Drang nach Erneuerung ins Visier, der in den meisten Kantonen des Tieflands 1830/1831 im Kielwasser der Julirevolution (in Frankreich) ein Teilziel erreichte: Die Verwirklichung der liberalen Ideologie in den Kantonsverfassungen,<sup>102</sup> die «Regeneration». Diese programmatische Bezeichnung versteht sich als Wiederbelebung und Fortsetzung jener Erneuerungsbewegung, die 1798 von Frankreich her in der Form der Helvetischen Republik die Schweiz ein erstes Mal zu modernisieren versuchte. Die Ur-Schweizer dagegen waren – ich wiederhole<sup>103</sup> – «die eigensinnigsten und zugleich auch tapfersten Gegner der von Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts ausgehenden Fortschrittsimpulse. Sie hielten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts das 1815 wiederhergestellte alte Regime am eifrigsten aufrecht.» (I, S. 302)

Somit glaubt Kohl – wohl zu Recht –, in der Urschweiz eine Kontinuität des Ancien Régime vom 18. Jahrhundert bis zum Sonderbund zu erkennen. Jetzt, ein halbes Jahrhundert nach der Helvetik, setzt die Flutwelle ein zweitesmal ein gegen die Insel des Herkömmlichen, des vermeintlich Stablen: Diese krisenhafte Zuspitzung ist der Sonderbundskrieg. Er ist, was Kohls Reisebericht bestätigt, keineswegs Ursache, sondern Ausdruck und Folge des fundamentalen Konflikts; er ist, wie mir scheint, zu werten als der Versuch der Mehrheit, eine Minderheit zur Modernisierung zu zwingen.

Eine Darstellung des Kriegsverlaufs kann man von Kohl wegen der besonderen Voraussetzungen seines Reiseberichts nicht erwarten. Dazu rufen wir uns seine zweifache Perspektive in Erinnerung: Er ist aufgebrochen, um die heile Welt der Alpen zu erforschen, und unversehens in das Vorfeld des Bürgerkriegs geraten. Diesen hat er jedoch nicht miterlebt; er war nicht Augenzeuge: Sein Reisetagebuch endet mit dem Grenzübertritt nach Deutschland im Herbst 1847. Während er dort seine «Alpenreisen» ins reine schreibt, kann er bloss in den Zeitungen über das Er-

<sup>101</sup> Untertitel von Pfister (wie Anm. 21).

<sup>102</sup> Durchaus als Ausdruck kantonaler Souveränität beschloss die Tagsatzung am 27. Dezember 1830, es stehe jedem Kanton frei, seine Verfassung nach Gutdünken zu ändern. Damit wurde paradoxerweise die Regeneration erleichtert, die den Staatenbund schliesslich beseitigen sollte.

<sup>103</sup> Siehe oben S. 35.

gebnis des Feldzugs der Neuschweiz gegen die Urschweiz lesen, der im November 1847 nach nur 26 Tagen Dauer beendet wurde. Unweigerlich fühlt er sich gedrängt, das Neu-Erfahrene zum Damals-Beobachteten in Beziehung zu setzen, und aus der Rückschau seinen Bericht zu ergänzen. Signale wie das Wörtchen «damals» unterscheiden die zwei Zeithorizonte, jenen der unmittelbaren Notierung von dem der endgültigen Redaktion, die vermutlich mit der Datierung seines Vorworts «im Mai 1848» abgeschlossen war.

Die andere, eine räumliche Einschränkung seines Horizonts, hat, wie schon am Anfang bemerkt wurde, die Konzentration dieser Arbeit auf die drei Urkantone bedingt: Kohls ethnographischer Forschungsgegenstand, das Alpengebiet, umfasst einen weit grösseren Bereich als die von ihm kulturell und politisch definierte Urschweiz, die ihm als Sonderbund organisiert entgegentritt. Die Sonderbundskantone hat er ungleich intensiv bereist. Weniger Zeit hat er offensichtlich für die geographischen Aussenposten, das Wallis und den Kanton Freiburg, zur Verfügung.<sup>104</sup> In der Innerschweiz beschränkt er sich auf das «Hirtenland», fällt es doch auf, dass er den Kanton Zug überhaupt nicht und die Stadt Luzern nur flüchtig berührt.

Hingegen hört er das Entlebuch rühmen, und er hält fest, was er über die Haltung der Bergler zum Kriegskurs der Regierungen erfahren hat. Das Entlebuch mache den «Kern der Bevölkerung» des Kantons aus mit den

tüchtigsten Leuten, den besten Schützen, den tapfersten Soldaten und den reichsten Bauern. [...] Jetzt waren die Entlibucher die solideste und zuverlässigste Stütze des sonderbündischen Regiments in Luzern, so wie die deutschen Oberwalliser und der deutsche Landsturm des Sensethales die Hauptstützen desselben Regiments im Wallis und Freiburg waren. (I, S. 407)

Dieses Zitat suggeriert, dass die treuesten Verteidiger des Sonderbunds katholische und deutschsprachige Bergler gewesen seien, und Kohl behauptet denn auch: «Der ganze Sonderbund fußte auf rein deutschen Elementen.» (II, S. 323) Er versucht nachzuweisen, dass die Neugesinnten im Unterwallis und in Welschfreiburg die Oberhand hätten, ebenso im Berner Jura, anders als im eher konservativen Deutsch-Bern.

Damit streift Kohl auch den neuschweizerischen Bereich des Konfliktfeldes: «Die französischen Cantone sind in allen Beziehungen am weitesten entwickelt» (I, S. 97), d.h. am meisten modernisiert. An einer anderen Stelle (II, S. 345) hingegen betrachtet er den Übergang vom Waadtland ins Wallis als einen Rückschritt von der Neuzeit ins Mittelalter; hier scheidet nicht die Sprache, sondern es ist die naturbedingte Isolation des Wallis, die einen *clash of cultures* erzeugt. Eine Schlussfolgerung ist fällig: «Die politischen und geselligen Zustände in den verschiedenen Schwei-

<sup>104</sup> Diese zwei Kantone hat Kohl bloss gestreift. Das Wallis bereist er nur zuoberst, von der Furka zur Grimsel, auf der letzten Etappe seiner Sommerreise (II, S. 288–304), und zuunterst, zwischen St. Maurice und Chamonix auf seiner Herbstreise (II, S. 344–358); er lernt es also nur flüchtig kennen. Die Stadt Freiburg ist auf dieser Reise sein erstes Quartier (II, S. 319–331); Themen sind das gut ausgebaute Schulzentrum der Jesuiten sowie die Zweisprachigkeit des Kantons.

zercantonen stehen auf sehr verschiedenen Stufen,» (I, S. 97) jeder Kanton habe seine eigene Geschichte und seine eigenen Helden.<sup>105</sup> Seine Sympathie für die föderative Struktur der Schweiz hilft auch sein Verständnis für das Anliegen der Besiegten im Sonderbundskrieg erklären.

Mit dieser zeitlich und räumlich eingeschränkten Perspektive schildert Kohl das Konfliktfeld meistens aus der Sicht des Sonderbundes, die er näher kennengelernt hat, auch wenn er bei der Niederschrift weiss, dass er sich hier ebenso getäuscht hat wie die Sonderbündler selbst.

Kohl war, wie wir uns erinnern, auf der Fahrt an die Urner Landsgemeinde vom Optimismus der führenden Männer angesteckt worden. Am Sieg ihrer Partei im bevorstehenden Konflikt schienen sie nicht zu zweifeln, überzeugt und berauscht, wie sie waren, «von der wunderbar guten, kriegslustigen und zutrauensvollen Stimmung in der ganzen Urschweiz». Nach diesem Zitat<sup>106</sup> fährt Kohl gleich weiter: «Damals waren jene Männer noch so zuversichtlich, so siegesfroh, wie Metternich und Ludwig Philipp, und so blind und so unvorsichtig wie wir alle.» (I, S. 295)

«So blind wie wir alle»... Die Blindheit wird implizit entschuldigt durch den Hinweis auf die Führer der beiden konservativ ausgerichteten Grossmächte Österreich und Frankreich, welche die Schweiz im Osten, Süden und Westen umfassen. Diese Isolierung der liberalen Neuschweiz im internationalen Umfeld erhöht die Chancen für einen Sieg des Sonderbunds. Dessen Siegeszuversicht wird, wie Kohl mehrfach bezeugt, verstärkt durch den Glauben an göttlichen Beistand und durch die begeisterte Erinnerung an den «alten Schweizersinn zu unerhörtem Widerstand». Darauf bezieht Kohl seine Schilderung der Stimmung in Uri:

Man triumphirte und jubelte im voraus, als müßte sich dieß alles eben so wiederholen. Auf jedem Landmanne mit dicken Waden ruhte unser Auge mit Entzücken, und wir sahen darin im voraus einen Helden und Sieger. Ueberall wollte man nur den besten Geist für die gerechte Sache erblicken. «Hier sind die Leute gut», hieß es, «sehr gut!» «Hier in diesem Thale sind sie exaltirt gut!» Die Urschweizer haben sich zum ersten Male verleugnet. Sie haben ihre Führer im Stich gelassen. Sie haben sich zum ersten Male willig und schlaff in ihr Schicksal ergeben und *den Strom der Ereignisse* ohne Widerstand über sich ergehen lassen. (I, S. 318 f., Kursive von H. U.)

Hier macht sich Kohl einer pathetischen Übertreibung schuldig; derart mutlos kämpften diese Truppen denn doch nicht. Entweder ist er wegen der Distanz mangelhaft informiert, oder er ist überwältigt von Enttäuschung und Überraschung: Hat er doch nie erwartet, dass sich die Voraussage jenes Zürchers auf dem Dampfschiff über die Niederlage des Sonderbunds so rasch bestätigen würde. «Ich muß gestehen, daß ich damals noch nicht glaubte, daß die Zürcher Herren so bald zum Ziele kommen würden.» (II, S. 19) Auf diesen Irrtum könnte sich seine Selbstan-

<sup>105</sup> Siehe oben S. 58.

<sup>106</sup> Siehe oben S. 28f.

klage beziehen: «So unvorsichtig wie wir alle (waren)», wenn ich sie im präzisen Sinne verstehe: Über so wenig Voraus-sicht verfügten wir. Denn auch über das Kräfteverhältnis innerhalb der Eidgenossenschaft hat er sich sehr getäuscht, wenn er behauptet, eine «sehr große Minorität» sei einer «ganz kleinen Majorität» gegenübergestanden. (II, S. 29)

Trotzdem: Kohl ist nicht durchwegs «blind und unvorsichtig» gegenüber negativen Faktoren bei den Sonderbundstruppen: Rüsten sie doch ihre Morgensterne, während es an Kanonen mangelt. Auch die hochgepriesenen «kernigen kräftigen Kämpfer aus dem Gebirge konnte ich nirgends erblicken».<sup>107</sup> Ferner könne die unterschwellige liberale Opposition (z.B. in Engelberg) im nachhinein «zum Theil erklären, wie beim Angriffe auf den Sonderbund so wenige Heldenthaten für die gute alte Sache verrichtet wurden.» (I, S. 335)

Es gibt also eine nicht messbare Differenz zwischen der offiziellen Kriegsbegeisterung, wie sie ein abtrünniger Nidwaldner zu spüren bekam,<sup>108</sup> und der latenten Kritik an den Kriegsplänen, die in gewissen Regionen doch verbreitet ist. Der zweite Freischarenzug verstärkt die Ambivalenz der Stimmung: Einerseits wurden die Eindringlinge mit Bravour verjagt, andererseits nährte die Rücksichtslosigkeit der Radikalen die schlimmsten Befürchtungen.

Diese zwiespältige Stimmung auffangend, formuliert Kohl das Kriegsziel des Sonderbunds wie folgt:<sup>109</sup> «Zur Rettung des Vaterlandes und des Glaubens». Dieses Kriegsziel ist nun zu interpretieren.

«Das Vaterland» – das muss von vornherein klar betont werden – meint hier eindeutig den Kanton. Als «verbannt aus seinem Vaterlande Glarus» betrachtet sich Pfarrer Tschudi;<sup>110</sup> weitere Belege sind die durchwegs üblichen Formeln vom «Land Uri» oder «Land Appenzell».<sup>111</sup> Es ist ohne jeden Zweifel die «gute alte Sache» des Sonderbunds, die Souveränität der Kantone und deshalb den Bundesvertrag von 1815 zu verteidigen.<sup>112</sup>

«Der Glaube» – und damit die zentrale Stellung der katholischen Kirche sei in Gefahr; denn im Sonderbund fürchtet man, eine Schmälerung der kantonalen Souveränität würde die reformierte Mehrheit in der Eidgenossenschaft dazu verführen, die Macht und Bewegungsfreiheit der katholischen Kirche einzuschränken.

Ob die Stimmungslage im Lager des Sonderbunds im Spiegel von Kohls Bericht treffend wiedergegeben ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Zum einen verweigert

<sup>107</sup> Siehe oben S. 31.

<sup>108</sup> Siehe oben S. 21f.

<sup>109</sup> Siehe oben S. 49.

<sup>110</sup> Siehe oben S. 49.

<sup>111</sup> Sogar im seit 1831 «regenerierten» Kanton Bern bezeichnet bis heute das Wort «Staat» den Kanton, nicht den Bund, z.B. Staatssteuer, Staatsstrasse. Beispiele aus andern Kantonen wären leicht beizubringen.

<sup>112</sup> Der erste Artikel der «Sonderbundsakte» vom Dezember 1845 zählt die sieben Kantone auf und fährt fort: «Sie verpflichten sich, so wie einer oder mehrere aus ihnen angegriffen würden, zur Wahrung ihrer Souveränitäts- und Territorialrechte den Angriff gemäß dem Bundesvertrag vom 7. August 1815, sowie gemäß den alten Bünden, gemeinschaftlich mit allen zu Gebote stehenden Mitteln abzuwehren.» (Repertorium der Abschiede 1814–1848, Bern 1874/76, I, S. 459).

das kantonale «Vaterland» jede Neuordnung des Bundes; deshalb wohl fehlt jeder konkrete Hinweis, wie diese allenfalls von den späteren Siegern gestaltet würde. Stärker emotional aufgeladen ist sicher das andere, der Wille zur Rettung des Glaubens. Verschärfend kommt noch dazu, dass die Radikalen die Antipathie gegen den katholischen Klerus zur Hetze missbrauchen, wie sie sich in jener Drohrede des Zürcher «Herrn» Luft macht, und wie sie in den Gedichten des jungen Gottfried Keller oder den Karikaturen eines Martin Disteli verbreitet wird. Damit schüren sie die Ängste in der Urschweiz und mobilisieren das eigene Fussvolk.

Für die Annahme, dass der «Glaubenskampf» beider Parteien bloss zur Eskalation der Krise Zündstoff lieferte, sprechen viele Indizien. Trotzdem wage ich es, unabhängig von der aktuellen Lage im Sommer 1847, nur beiläufig die Frage anzuschneiden, ob die Rettung des Glaubens vor dem Trend zur Modernisierung nicht ein zutiefst berechtigtes Anliegen der Konservativ-Gesinnten sein musste. Dass ich die Aufklärung für das geistige Ferment des Modernisierungsprozesses halte, wird man eher akzeptieren als meine Behauptung, man könnte die Aufklärung auch als eine «religiöse Revolution» betrachten, denn sie sei tendenziell «gottlos»: Strebte sie doch danach und vertraute sie darauf, den Menschen über sich selbst bestimmen zu lassen, statt dass er sich wie bisher an gütige oder strenge Fremdbestimmung band und daran glaubte. Die Frage ist gestellt, die Antwort müsste differenziert werden und berücksichtigen, dass viele überzeugte Christen das Erbe der Aufklärung zu einem Teil in ihr Weltverständnis einzubeziehen vermögen.

Kohls eigene Beurteilung der Kriegsziele ist nicht leicht auszumachen. Einmal bemüht er sich, wie wir wissen, um neutrale Darstellung. Den «Glaubenskampf» betrachtet er als norddeutscher Protestant aus der Distanz des Ethnographen. Jedoch als Bürger einer Hansestadt, die damals noch souveräne Republik innerhalb des Deutschen Bundes war, zeigt er, wie nicht zu übersehen ist, Verständnis für Föderalismus ebenso wie Abneigung gegen Zentralismus:

In jedem [Hauptort der Schweiz] gibt es besondere Sammlungen, besondere Archive, besondere Erinnerungen, eine besondere Geschichte, eine eigenthümliche Gestaltung der Dinge, der Gesetze, der Parteien. Ein großes einiges Land wie Frankreich ist wie eine große einige Maschine, deren einfache Verhältnisse man leicht zu übersehen und zu erkennen glaubt. (II, S. 448)

Hier scheint Kohl einzig die Alternative zwischen föderativer und zentralistischer Struktur in Betracht zu ziehen. Merkwürdig, dass der Mittelweg zwischen beiden, der Bundesstaat, als Begriff in seinem Buch nirgends vorkommt. Ist Kohl mangelhaft informiert, oder spiegelt er vielleicht den Stand der öffentlichen Diskussion in der Schweiz? Denn diese Form der Föderation war bis dahin in Europa noch nicht verwirklicht und deshalb kaum bekannt. Als Modell für den Bundesstaat hätten die Vereinigten Staaten von Amerika dienen können; aber meist wird nur erwähnt, dass das zweckentsprechende Zweikammersystem kopiert wurde. Es entspräche auch dem pragmatischen Vorgehen der Kommission, die den Entwurf der

Verfassung vorlegte, den Begriff «Bundesstaat», eine Etikette der Innovation, mit Rücksicht auf die konservative Opposition zu meiden.<sup>113</sup>

Ich bin überzeugt, dass Kohl für die Schweizer nicht so sehr einen engeren als einen moderneren Bund wünscht. Modern heisst die Beseitigung «mittelalterlicher» Fossilien, zum Beispiel im Rechtswesen, effiziente Staatsverwaltung, legitimiert durch die Institutionen der repräsentativen Demokratie, und modern ist die liberale Forderung nach den Menschenrechten: Zum freien Fluss der Gedanken kommt der freie Fluss der Menschen und der Güter, wie ihn, allen voran, die Pioniere des wirtschaftlichen Fortschritts durchsetzen wollen. Deswegen soll das grössere, das schweizerische statt des kantonalen Vaterlandes, ein einziges Wirtschaftsgebiet werden. Dass durch diese modernen Entwürfe die Kompetenz der Kantone ein gutes Stück weit beschnitten würde, lässt sich freilich weder vermeiden noch bestreiten.

Die Einzelheiten dieses Programms habe ich zum Teil aus Kohl zusammengetragen, zum Teil ergänzt. Sicher belegbar ist sein liberales Bekenntnis: «Ich freue mich über jeden Fortschritt in der Bildung und dem Zustande der Menschen,» (II, S. 239) ebenso wie sein Protest gegenüber radikaler Revolution: «Ich zähle mich nicht zu den Ultrarepublikanern, sondern zu den gemässigten Liberalen, die langsamen und allmöglichen Fortschritt wollen, ständig Reform, nie Revolution.»<sup>114</sup> Einen Reformers und Pazifisten wie Kohl musste es tief schmerzen, dass in der Schweiz die liberale und demokratische Modernisierung, die er für richtig hält, nur durch das seiner Meinung nach unrichtige Mittel des Bürgerkriegs erreicht werden konnte.

Noch war aber die Krise des Modernisierungsprozesses überhaupt nicht ausgestanden. Denn die vom schnellen Sieg der Mehrheit überraschten konservativen Grossmächte drohten den Siegern, sie würden jede Revision des Bundesvertrages verhindern, die nicht von allen Kantonen gebilligt wäre. Wie gefährlich ihre Intervention für die Zukunft der Eidgenossenschaft gewesen wäre, gehört in das Gebiet der Spekulation; denn seit Februar und März 1848 hatten sie drängendere Sorgen: Sie mussten sich in ihren eigenen Hauptstädten gegen die Revolution zur Wehr setzen. Daher konnte die Schweiz darangehen, im Windschatten der europäischen Revolution den Modus und das Ausmass ihrer politischen und wirtschaftlichen Modernisierung frei von fremdem Druck auszuhandeln und zu bestimmen. Auf die Bewältigung der Krise komme ich im nächsten, letzten Kapitel zurück. Hier öffne ich noch kurz den Weitwinkel auf die europäische Krise, so weit sie in Kohls Buch einen Widerhall findet.

Nicht nur die absoluten Monarchen, sondern auch unser friedlicher Reiseberichterstatter Kohl wurde von der Geschichte eingeholt. Er hatte im Alpenland das die Jahrhunderte Überdauernde gesucht und war in den Strudel des bevorstehen-

<sup>113</sup> Vgl. die Aussage von Jean-Charles Biaudet in: Handbuch der Schweizer Geschichte, Bd. 2. Zürich 1977, S. 994: «Ohne es von Anfang an bewußt angestrebt zu haben, gaben die Verfassungegeber von 1848 der Eidgenossenschaft die Gestalt eines Bundesstaates. Noch konnte man nicht mit Sicherheit sagen, ob damit eine lebensfähige Lösung gefunden sei.» – Die Verbreitung oder Vermeidung des Begriffs «Bundesstaat» im damaligen Schrifttum bleibt, soviel ich weiss, noch zu untersuchen.

<sup>114</sup> Aus meinen Hütten (wie Anm. 4) II, S. 405. – Ebd. weiter unten «Ich halte mich für einen reformierenden Konservativen.»

den Wechsels geraten. Bald einmal musste er erfahren, dass kurz nach dem Sonderbundskrieg wahrhaft Weltbewegendes im Anzug war: ebenfalls eine Krise im Modernisierungsprozess, aber in europäischen Dimensionen. Seine Reaktion darauf fasst Kohl in die ersten Sätze seines Vorworts:

Hätte ein Komet sich in den Ocean hinabgesenkt, er hätte die Menschheit kaum mehr in Staunen und Aufregung versetzen können, als die von uns erlebte Erschütterung des Gebäudes der Gesellschaft in Frankreich es gethan hat. Wir fühlen den Boden überall unter uns wanken; wir sehen, daß alles um uns her in Frage gestellt ist. Unsere ganzen Geisteskräfte sind absorbirt in der Betrachtung der Dinge, die um uns her geschehen, und in der Erwartung derer, die jeder Augenblick uns bringen kann. (I, S. iii)

Am 24. Februar 1848 fegt die Revolution in Paris Louis Philippe vom Thron, die Republik wird proklamiert. Mitte März folgen Aufstände in Wien und Berlin, die Lombardei und Venetien erheben sich gegen die österreichische Herrschaft, am 18. Mai beginnt in Frankfurt die Deutsche Nationalversammlung, usw., usw. Noch ist alles im Fluss, während Kohl das Vorwort schreibt «in diesen Tagen ungeheurer moralischer Umwälzungen und großartiger politischer Wirren, die uns mit oder ohne unseren Willen in ihre Wirbel mit fortziehen.» (I, S. iv) Das Wort «großartig» deutet leise Hoffnung an, dass aus dem Chaos ein besseres Europa erstehen könnte.<sup>115</sup>

Doch weder diese Ereignisse noch Kohls persönliche Betroffenheit können Gegenstand der «Alpenreisen» sein, wohl aber sein andauerndes Interesse, Parallelen zwischen der kleinen Welt, die er bereist hat, und der grossen, der er wieder ausgesetzt ist, aufzudecken. Sein Vergleich stellt eine zeitliche Staffelung von Wirrnissen fest: «Jetzt sind die Angelegenheiten des ganzen Europa in dieselbe Verwirrung und Aufregung gebracht, in welcher damals sich bloß die Schweizer Angelegenheiten befanden.» Die Abfolge ist erstaunlich: In der Schweiz zuerst ist die Krise ausgebrochen! Dieses eine Mal ist die Schweiz nicht Spiegel, sondern Zündung, was Kohl mit einer Metapher verdeutlicht: (Jetzt) «nachdem der Sturm in dem Glase Wasser zu einem Orcan auf dem Ocean geworden ist.» (II, S. 352)

Konkreter wird Kohl, wenn er die liberale und republikanische Propaganda hervorhebt, die seit 1830 vom Tessin aus den «Freiheitsgeist in der Lombardei» geschürt und genährt habe.

Die Schweiz bildete sowohl nach Italien als nach Deutschland als auch nach Frankreich hin einen Schürheerd und Anhaltepunkt für die Ansichten der Neuzeit, und wenn ein späterer Geschichtschreiber einmal alle die Impulse zu diesen

<sup>115</sup> Im Zusammenhang mit dem erneuerten Interesse an der eigenen Geschichte deutet Kohl Erwartungen auf Verbesserung an: «Ich betrachte diese Reform und Revolution in allen Archiven als ein Zeichen der Zeit. Da die Gegenwart der Völker bedeutungsvoller geworden ist, da sie sich aller ihrer angestammten und verloren gegangenen Rechte und Herrlichkeiten lebhafter erinnern, so blicken sie nun auch mit mehr Begierde auf die Documente der Vergangenheit zurück. [...] Aus diesen Archiven wird eine ganz neue Geschichte Europa's hervorgehen.» (I, S. 403).

neuen Bewegungen, welche von der Schweiz ausgingen, zusammengefaßt haben wird, so wird sich die Rolle, welche sie spielte, als eine sehr bedeutungsvolle zeigen. Nirgends wurde Guizot's und Metternich's Politik in den letzten Jahren in den drei großen gebildeten Sprachen des europäischen Continents, in der italienischen, der deutschen und der französischen, bitterer verfolgt, bespöttelt und in ihrer Haltlosigkeit gezeigt und gebrochen als in der Schweiz, wo bald auch der erste Aufstand zur Besiegung und Vernichtung dieser Politik ausbrach. (II, S. 237)

«Der spätere Geschichtschreiber» wird vermutlich Kohls Einschätzung des liberal-demokratischen «Schürheerds» teilen, seine Betonung der Propaganda in den drei Landessprachen beachten, seine Hoffnungen auf Erfolg jedoch verloren geben. Hätte Kohl drei Jahre später die Bilanz der Revolution in Europa gezogen, so hätte er erkennen müssen: Dort war der Versuch vorläufig misslungen, die Modernisierung im Sprung voranzutreiben und vom wirtschaftlichen Bereich, wo sie im Gange blieb, auch auf die politischen Strukturen zu übertragen. Hingegen gelang dies in der Schweiz; nur dieses europäische Vorspiel hatte sichtbar Erfolg.

Weil die Grossmächte nicht intervenieren konnten, war es der Neuschweiz möglich, nach ihrem Sieg die Neuordnung des Bundes festzulegen. Klugheit mochte sie immerhin ermahnen, das weitere Zusammenleben mit ihren Eidgenossen aus der Urschweiz nicht aufs Spiel zu setzen. Wie die den Unterlegenen aufgezwungene Akkulturation aussah und wie sie, unerwartet, auf die Neuschweiz zurückgewirkt hat, dies soll im letzten Kapitel skizziert werden.

## DIE «NEUERFINDUNG» DER URSCHWEIZ UND DER «URALTE SONDERBUND»

Bedauerlich und bedenkenswert bleibt die Tatsache, dass der Modernisierungsschub wie 1798 auch 1847 mittelst Gewalt<sup>116</sup> – diesmal sogar gegen die eigenen Landsleute – durchgesetzt wurde. Den Bürgerkrieg hatten die Scharfmacher aus beiden Lagern riskiert. Den Frieden jedoch gewannen die gemässigten Liberalen, was gewiss Kohls Beifall gefunden hätte und was von der Nachwelt fast einhellig als Glücksfall gewertet wird. In wenigen Monaten schufen sie die Bundesverfassung, die im September 1848, durch eine Abstimmung<sup>117</sup> legitimiert, in Kraft gesetzt wurde.

<sup>116</sup> Die Lösung der Modernisierungskrise durch Krieg hat eine Parallele im Feldzug der britischen Armee gegen die schottischen Hochlandclans 1746 (siehe oben S. 61); auch hier ein Krieg innerhalb des Staatswesens. Alles übrige war, wie schon bemerkt wurde, ungleich: Voraussetzungen und Auswirkungen; auch die Grausamkeit der Kriegshandlungen im Hochland war beispiellos.

<sup>117</sup> Den Kantonen war es freigestellt, wie sie die Standesstimme ermitteln wollten. In den meisten Kantonen fanden zwar Volksabstimmungen statt, aber die Gesamtzahl der annehmenden und verwerfenden Bürger liess sich nur schätzen. Klar war, dass die Bundesverfassung von 6 1/2 Kantonen (Uri,

Nur einer Auswirkung dieser Neuordnung will ich zunächst nachgehen: Dem Ausmass der Akkulturation, die den «Conservativen» von den «Aufgeklärten» zugemutet wurde. Die Urschweiz (nach Kohls Definition) musste auf ein Mal und gezwungen den Sprung vom Ancien Régime zum liberal-demokratischen Bundesstaat machen. Die Neuschweiz hingegen brauchte nur die Chance zu nutzen, nach dem entscheidenden ersten Schritt der Regeneration ihr Programm auf die gesamte Schweiz auszuweiten.

Waren nun «Vaterland» und «Glaube», die der Sonderbund hatte retten wollen, verloren? – Freilich schob sich über das angestammte Vaterland als höchste Instanz das schweizerische Vaterland, das die neue Ordnung durchsetzte. Doch bleibt bis heute der Autonomie der Kantone ein breiter Sektor für politische Aktivität eingeräumt. – Der katholische Glaube wurde gleich wie der reformierte aus liberaler Überzeugung toleriert. Aber der freie Fluss der Gedanken und Personen, das heisst die Freiheit der Meinungsäusserung sowie die Niederlassungs- und Handelsfreiheit für die Bürger anderer Kantone, leitete langfristig über zu einer pluralistischen Gesellschaft und zu einem zunehmend säkularisierten Staatswesen.

Diese Mobilität ebenso wie die Schaffung des einheitlichen Wirtschaftsraums zwang die Urschweiz zur Öffnung nach aussen. Aber in der Wirtschaft konnten die Alpenregionen nicht mithalten: Der karge Boden und die traditionelle Art der Nutzung verhinderten eine Agrarmodernisierung, wie sie im Tiefland erfolgreich war und sogar mit Viehzucht und Käsefabrikation das bisherige Monopol der Älpler zu unterlaufen begann. Der Wohlstand in den Berggegenden war deutlich unter den Durchschnitt gesunken. Als teilweise Akkulturation könnte man den Aufschwung des Tourismus<sup>118</sup> und die Abwanderung von Berglern in die Industrien des Tieflands bezeichnen, wo sie als willige und billige Arbeitskräfte geschätzt waren.

Der Bundesstaat war offenbar auf die Bedürfnisse der «Fabricirenden» zugeschnitten. Die Wirtschaftsführer nahmen denn auch ihre Interessen in den eidgenössischen Räten intensiv wahr. Neben den siegreichen Liberalen und Radikalen hatten die Konservativen mit einem Sitzanteil von etwa 20 Prozent noch ein halbes Jahrhundert lang keinen Anteil am Machtkartell. Um sich dennoch zu behaupten, schlugen die Katholiken, wie es Urs Altermatt formuliert hat, den Weg ins Ghetto ein.<sup>119</sup> Damit verweigerten sie vorderhand eine direkte Akkulturation.

Schwyz, Obwalden, Nidwalden, Zug, Innerrhoden, Tessin, Wallis) abgelehnt wurde. Die Delegierten der verwerfenden Kantone enthielten sich beim Erwahrungsbeschluss an der letzten Tagungssitzung der Stimme, so dass formal der im Bundesvertrag von 1815 geforderten Einstimmigkeit Genüge getan war. – Interessant ist hier das für den Kanton Schwyz registrierte Abstimmungsergebnis: 3454 nein, 1168 ja; doch die «Ausserschwyzer» Bezirke Einsiedeln (356 nein, 384 ja) und Küssnacht (182 nein, 280 ja) nahmen mehrheitlich die Bundesverfassung an.

<sup>118</sup> Auf lange Sicht ergab sich aus dem Zuzug von Tiefländern in der Tourismusbranche ebenfalls ein Stück weit Akkulturation.

<sup>119</sup> Dazu Urs Altermatt: *Der Weg der Schweizer Katholiken ins Ghetto*. Zürich 1972; Heidi Borner: *Zwischen Sonderbund und Kulturkampf. Zur Lage der Besiegten im Bundesstaat von 1848*. Luzern 1981 (Luzerner Historische Veröffentlichungen 2); Emil Franz Joseph Müller-Büchi: *Altschweizer Eliten im Bundesstaat von 1848*. In: *Innerschweizerisches Jahrbuch für Heimatkunde* 19/20 (1959/60), S. 101–114.

Im Rahmen der kantonalen Autonomie hingegen wurden Neuerungen kaum vorgeschrieben. Aus freiem Willen entschieden sich 1848 die Kantone Schwyz und Zug für die Abschaffung der Landsgemeinden (Uri folgte erst 1928). Bemerkenswert war die Kontinuität in den Eliten der Kantone. Kohls Voraussage<sup>120</sup> erwies sich als richtig: Die herrschenden Familien, «eingewurzelt und langgewohnt» würden selbst nach einer «Revolution» noch lange an der Macht bleiben. Tatsächlich zog die «Wende» von 1848 in den drei Urkantonen kaum personelle Änderungen nach sich.<sup>121</sup> Der Föderalismus liess Freiraum; er hat sich – auch hierin behielt Kohl recht – als starke Bastion gehalten, und zwar in der ganzen Eidgenossenschaft. Diese föderalistische Fundierung des modernen Staates erlaubt die These, der Bundesstaat sei das Ergebnis einer ungewöhnlichen Akkulturation, nämlich der Anpassung der Sieger an das Altgewohnte, des Willens zur Einheit an die Tradition der Dezentralisation.

Die Bilanz der Akkulturationsvorgänge ergibt, dass es auch nach 1848 nicht gelang, das Gefälle zwischen Alpenland und Tiefland auszugleichen. Eher drifteten die beiden Lebensweisen noch weiter auseinander. Die «Neuschweizer» liessen sich noch williger vom «großen Strom des Fortschritts» mitreissen. Die «Urschweizer» besannen sich wieder mehr auf die Solidarität der Alpenbewohner und entwarfen idyllisch verbrämte Vorstellungen vom Alpenleben; in der Zuwendung zu «bodenständigem» Brauchtum und «urwüchsiger» Volkskultur pflegten sie ihre Eigenart und stärkten sie ihr Selbstgefühl.

Tiefgang gab ihm der erneuerte Rückgriff auf die Urschweizer Geschichte. Sichtbare Manifestation war schon 1843, als der Konflikt sich zuspitzte, die Gründung des Historischen Vereins der V Orte gewesen; seine Publikation, dieses Jahrbuch, trägt seinen Namen, «Der Geschichtsfreund», nicht als blosser Floskel. Verdichtet spiegelte sich das urschweizerische Selbst- und Geschichtsbewusstsein in der «Schillerfeier am Mythenstein».<sup>122</sup> Am 10. November 1859 war in der Schweiz wie in Deutschland der hundertste Geburtstag Friedrich Schillers ausladend gefeiert worden. Im Nachgang dazu trafen am 21. Oktober 1860 drei Nauen, je der drei Urkantone, mit ihren Fahnen, vor dem mit einem Segel verhüllten Mythenstein zusammen, jenem Felsklotz im Vierwaldstättersee, der, unweit des Rütlis, dem Talkessel von Schwyz gegenübersteht. Chöre auf den drei Schiffen umrahmten die Reden der drei Landammänner, das Tuch fiel, und in goldenen Lettern stand auf dem Stein zu lesen: «Dem Sänger Tells, Friedrich Schiller, die Urkantone». Hier, inmitten der Schauplätze der Gründungsgeschichte, war der «Fremdarbeiter» Schiller, der die Biographie Tells in gültiger Form gestaltet, der «die Brüderschaft, die Freiheitsliebe und das Gottvertrauen der drei Länder so treu gezeichnet»<sup>123</sup> hatte,

<sup>120</sup> Siehe oben S. 42.

<sup>121</sup> Nach Borner (wie Anm. 119) stammten 8 von 9 Vertretern des Kantons Uri in der Bundesversammlung zwischen 1848–1872 aus den alten Altdorfer Familien; nur einer war mit keinem anderen verwandt.

<sup>122</sup> Dazu Peter Utz: Die ausgehöhlte Gasse. Stationen der Wirkungsgeschichte von Schillers «Wilhelm Tell». Königstein/Ts. 1984; besonders S. 110–113.

<sup>123</sup> Gottfried Keller: Sämtliche Werke, Hg. Jonas Fränkel/Carl Helbling, Bd. 22. Bern 1948. «Das Schillerfest am Mythenstein», S. 120.

mit dem umgetauften «Schillerstein» verewigt. Die Auswärtigen schauten von Dampfschiffen aus in gebührender Distanz als Zaungäste der Einweihung zu.

Im Unterschied zu den Bewohnern der Alpen suchte die werdende Industriegesellschaft im Tiefland mit den Fortschritten der Wirtschaft im europäischen Umfeld Schritt zu halten; sie betrieb mit wachsendem Erfolg Akkulturation an dynamische Vorbilder im Ausland – und musste dabei erfahren, dass jede Akkulturation eine Schwächung der eigenen Kultur nach sich zieht, einen Verlust an Eigenart, der das Selbstbewusstsein beeinträchtigt.

Deswegen begleitete den Bundesstaat, wie sehr er auch von seinen Baumeistern und Profiteuren hochgejubelt wurde, von Anfang an eine schleichende Identitätskrise. Zudem war sie verstärkt, weil die Versöhnung der Gegner des Sonderbundskrieges noch nicht gelungen war. Und zum nationalen Problem wurde die Viersprachigkeit, die jetzt, beim engeren Zusammenwirken der Sprachregionen, stärker ins Gewicht fiel. Von aussen kam dazu der wachsende Druck des Nationalismus in der europäischen Umgebung der Schweiz.

Auch Kohl hatte schon vor 1848 durch die «nationale» Brille des Deutschen die «uns fast unbegreifliche Schweizer Nationalität» betrachtet:

«Les ennemis de la Suisse n'ont pas craint de nier notre nationalité,» klagt ein helvetischer Schriftsteller, der dann die Frage untersucht, was eigentlich die beste Basis der Nationalität eines Volkes sei, ob gemeinsame Sprache und Blutabstammung, oder vielmehr gemeinsame historische Erinnerungen und politische Institutionen, gemeinsame Principe, Sitten und Gebräuche. Man kann sich denken, daß die uns Deutschen so natürliche Idee, daß gemeinsame Sprache und Abstammung auch eine gemeinsame Vereinigung zu demselben Staate nothwendig mache, bei den so gemischten Schweizern wenig Anklang findet. (II, S. 91)

Dass in der europäischen Revolution von 1848 die Lösung der «nationalen Frage» noch misslang, ist bekannt. Aber mit der Errichtung des Königreichs Italien 1861 und des Deutschen Reiches 1871 wird das Modell der «Sprachnation» zum Erfolg kommen. Was für ein «Princip» konnte ihr die Schweiz, deren Status als Nation dadurch in Frage gestellt war, entgegenhalten? – Der zitierte Schweizer glaubt an ein «but providentiel»:

«C'est afin que l'esprit de race n'étouffe pas l'esprit humanitaire. Ce mélange est précisément le ciment qui nous lie à une unité plus vaste, celle de l'humanité, celle de la liberté, la liberté qui unit les nations tout en leur laissant leur existence et leur caractère propre.» (II, S. 91)

Diese Utopie transzendiert die Nation und entwirft ein Zusammenleben von Nationen in Freiheit und unter Achtung der Eigenart. Nicht ganz so idealistisch äussert sich Kohl selber an einer anderen Stelle:

Die Schweizer haben sich alle unter dem Baume der Freiheit und der Eidgenossenschaft vereinigt, und dieß bestimmt ihre Nationalität. Ob sie sich deutsch

oder französisch, italienisch oder altromanisch anreden, ist ihnen im übrigen ziemlich einerlei. (II, S. 322)

Gleich wie Kohl unter den gespaltenen Appenzellern ein gemeinsames «Volksnaturell» und gemeinsame «Seeleneigenschaften»<sup>124</sup> aufdeckt, so supponiert er hier über die Sprach- und Konfessionsgrenzen hinaus eine schweizerische Mentalität, welche die vielen Unterschiede zu integrieren vermöchte. Unter dem Stichwort «Eidgenossenschaft» sind wohl Republik und Föderation gemeint. «Liberté/Freiheit» ist im Selbstverständnis der Schweizer noch immer zentrales politisches «Prinzip», aber durch bedenkenlos häufigen Gebrauch und Missbrauch so entleert, dass ihm jeder nach Belieben einen Inhalt unterlegen kann; «Freiheit» ist zur gängigen, wenn auch abgegriffenen Münze geworden.

Kohl führt seine Mutmassungen über das Wesen der «Schweizer Nationalität» bis an diesen Punkt, der auf die Identitätsprobleme des neuen Bundesstaates vorausweist. Davon war die Urschweiz nicht berührt; denn in ihrem Selbstverständnis blieb die Gebirgslandschaft, angereichert durch den Mythos der Freiheitskämpfe, als intakte Heimat bewahrt. Diese enge Verbindung nenne ich den Alpenmythos.

Da bahnte sich das Unvorhersehbare an: Die Neuschweiz – wiewohl an Macht und Einwohnerzahl weit überlegen – schickte sich an, die Ideologie der Urschweizer zu übernehmen und machte sie zu einem Kristallisationskern der nationalen Integration der gesamten Eidgenossenschaft. Dies ist, vereinfacht und verkürzt, das Ergebnis der «Neu-Erfindung» der Schweiz nach 1848.<sup>125</sup>

Hier folgt ein Beleg aus jener Zeit. Gottfried Keller hat sich bei der eben beschriebenen «Schillerfeier am Mythenstein» auf den Nauen der Schwyzer einschleichen können, er wohnt als «Insider» der Einweihung des Schillersteins bei und überdenkt die Mission der Urschweizer in der erneuerten Schweiz:

Die Urkantone haben in der schweizerischen Gesamtpolitik ihre souveränen Stimmen verloren und zählen fast nur noch nach Köpfen. Dennoch stellen sie durch ihr zähes Beharren bei ihrer uralten Landesverfassung, bei ihrem engeren Bunde, ein wohlthätiges moralisches Element vor gegenüber dem ewigen Auf- und Abwogen der äußern Schweiz, die mitten im Weltverkehr steht. [...] (Hier) gibt es immer etwas zu streiten, zu revidieren und zu lärmen, bis der scharfe Wind einer äußern Gefahr das gesegnete, aber zerzauste Aehrenfeld wieder glatt kämmt und die Halme nach e i n e r Richtung hinstreicht. Dann atmet man auf, wenn es heißt: Die Urkantone stehen wie e i n Mann da und sind guter Dinge! Sie sind so wenig idyllische Tugendhelden wie die übrigen Schweizer; aber sie sind die Bewahrer der ältesten, noch lebendigen Form unserer Freiheit, so wie eines religiösen Glaubens an Verteidigungsrecht und Kraft.<sup>126</sup>

<sup>124</sup> Siehe oben S. 60.

<sup>125</sup> Darüber besonders Guy Marchal/Aram Mattioli Hg.: *Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität*. Zürich 1992; *La découverte des Alpes*. Itinera, Fasc. 12, 1992; *Neuere Studien zum schweizerischen Nationalbewusstsein*. Itinera, Fasc. 13, 1992; François de Capitani u.a. Hg.: *Auf dem Weg zu einer schweizerischen Identität 1848–1914*. Kolloquium der SAGW. Freiburg 1987.

<sup>126</sup> Keller (wie Anm. 123), «Am Mythenstein», Bd. 22, S. 137 f.

Mit dem Bild vom Ährenfeld deutet Keller die agrarische Basis der eidgenössischen Gesellschaft und Gesinnung an, die in der «äußern Schweiz» durch die Dynamik der Modernisierung arg in Verwirrung gebracht worden sei. Stabilisierend könnte der Rückgriff auf jene alten Werte wirken, wie sie die Urschweizer treu bewahrt hätten. Ihr Alpenmythos böte der «äußern Schweiz» die Möglichkeit einer Integration nach innen an. Und der Mythenstein, dem Keller einen «bedenklichen Namen»<sup>127</sup> zuweist – was «bedenkenswert» ebenso wie «problematisch» bedeutet – wäre er vielleicht ein versteinertes Symbol des Alpenmythos?

Keller, der unbeirrte liberale Vorkämpfer für den Bundesstaat, weiss um das Opfer der Urkantone, aber er glaubt, ihr Verlust an Selbständigkeit könnte sich in einen Gewinn für das Ganze der Eidgenossenschaft verwandeln:

Sie verloren das Gute an gute Hand, an den Bund, dessen Mitglieder sie selbst sind. Dagegen ist es rätlich für die übrigen Kantone, sie in der Behauptung des Eigentümlichen, das ihnen geblieben ist, zum Muster zu nehmen und sie darum zu ehren, statt mitleidig über sie hinwegzusehen.<sup>128</sup>

Als Anzeichen für eine Hinwendung zur Urschweiz könnte man den Erwerb der Rütliwiese durch die Schweizer Schuljugend im Jahre 1859<sup>129</sup> nennen oder die eidgenössischen Schützenfeste, die erstmals in die Urkantone, 1861 nach Stans und 1867 nach Schwyz, vergeben wurden.

Neu war die Verknüpfung von hehrer Landschaft und freiem Volk eigentlich nicht: Schon im 18. Jahrhundert war die «Entdeckung» der Alpen begleitet von der «Erfindung» einer Symbiose von Land und Leuten. Kellers neuerfundenes «Muster» einer politischen Funktion für die Alpenbegeisterung war so neu nicht mehr; es wird schon seit Schillers Schauspiel «Wilhelm Tell» (1804)<sup>130</sup> deutlich erkennbar: Darin werden Berglandschaft und politische Tat ineinander gefügt. Naheliegende Beispiele sind der Schwur auf dem Rütli oder Tells Sprung auf die Felsplatte. Die Gestalt Tells erfuhr, kaum angefochten von den Zweifeln der Fachleute, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sogar eine Neubelebung; ein sichtbares Beleg dafür: Die alte «Bilsäule» von Tell in Altdorf<sup>131</sup> musste 1895 dem stattlicheren Denkmal von Kissling weichen. Schon Kohl hatte in Uri den Glauben an Tell intakt gefunden und helllichtig bemerkt, dass selbst Welsche und Tessiner bereit seien, seine Heldenrolle anzuerkennen.<sup>132</sup> Und es ist ein Welscher an der Universität Zürich, Professor Bovet,<sup>133</sup> der 1909 das, was ich die «Neuerfindung der Urschweiz» nenne,

<sup>127</sup> Keller (wie Anm. 126), S. 125. Dazu die Anmerkung des Herausgebers: «Die Etymologie von «Mythen» ist dunkel.»

<sup>128</sup> Keller (wie Anm. 126), S. 139.

<sup>129</sup> Sinnigerweise wurde die Übergabe an die Bundesbehörden an der Schillerfeier vom 10. November 1859 auf der Rütliwiese vollzogen.

<sup>130</sup> Darüber Peter Utz (wie Anm. 122).

<sup>131</sup> Siehe oben S. 30f.

<sup>132</sup> Siehe oben S. 30.

<sup>133</sup> Ernest Bovet (1870–1941) aus Neuenburg, Professor für Romanistik an der Universität Zürich 1901–1921, Herausgeber der Zeitschrift «Wissen und Leben».

auf den Punkt brachte: «Notre indépendance naquit à la montagne et la montagne commande encore notre vie toute entière, elle lui donne son caractère et son unité. En des langues diverses, avec les aptitudes diverses, nous voulons la même chose.»<sup>134</sup>

Die Erinnerung an die Unabhängigkeitskämpfe der Altvordern, in welcher Ereignisse und Erfindung wunderbarlich vermischt sind, greift vor die Glaubensspaltung zurück und überbrückt die Sprachgrenzen; dass alle vier Sprachregionen Anteil am Alpengebiet haben, ist ein Glücksfall. Und so vermag der Alpenmythos wirklich mancherlei «verschiedene Fähigkeiten» zu bündeln und auszugleichen.

Der schwierigste interne Gegensatz – das hat Kohl beobachtet<sup>135</sup> – war und blieb, trotz der Bündnisse, jener zwischen der Urschweiz und den «Städten der ebenen Schweiz». Ein bemerkenswerter Versuch, Stadt und Land zu versöhnen, waren früh schon die beiden Alphirtenfeste von Unspunnen von 1805 und 1808 gewesen, die von Bernern aus der Hauptstadt in der Absicht organisiert wurden, nach dem Debakel von 1798 die Integration innerhalb des Bernervolkes zu verbessern, ein Vorspiel demnach zur Identitätssuche im Bundesstaat. Unspunnen mag auch die vielen Feste vertreten, die im 19. Jahrhundert Eidgenossen aus allen Kantonen, aus Stadt und Land zusammengeführt haben, kulminierend im ersten Nationalfeiertag vom 1. August 1891.

Unspunnen kann ferner die vom Alpenmythos begünstigte Zuwendung zur angeblich urtümlichen Volkskultur illustrieren, vorgeführt in Trachten, mit Schiessen oder mit Schwingen von Männern und Fahnen, begleitet von Jodel, Alphorn oder Treicheln, wo sich die Freunde der «Erfundenen Schweiz» heimisch fühlen. So wird die idyllische Utopie einer als gesund empfundenen Lebensart in einer harmonischen Gemeinschaft entworfen. Und zu solchen Veranstaltungen strömen Tiefländer herbei, obwohl sie eigentlich wissen, dass das Vorgeführte nicht Realität ist, sondern auf ein vages Ideal zurückverweist. In dieser Wendung nach rückwärts wird auch ein konservativer Patriotismus entwickelt, der sich zugleich anbieten möchte als Heilmittel für die sozialen Spannungen; denn der Gegensatz der Interessen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern weitet sich aus und droht wegen der fortschreitenden Modernisierung in den Klassenkampf umzukippen.

So wird der Alpenmythos im 19. Jahrhundert zu einem wesentlichen Bestandteil der nationalen Identität. Er wirkt ebenfalls über die Grenzen der Schweiz hinaus, auf zweifache Weise: einladend und abweisend.

Einmal richten sich auf ihn die Wünsche der Bewohner der Ebenen und Städte Europas, die sich, ernüchert von den angeblichen Segnungen des Fortschritts, nach der «heilen Welt» im Gebirge sehnen; die Fremden haben denn auch eifrig am Mythos weitergebastelt. Auch unsern Kohl bewegte die Suche nach dem Unverdorbenen, Dauerhaften, zum Aufbruch in die Alpen. Dass der Tourismus, sekundiert durch die Werbung, die Attraktion dieses Magnets weidlich ausgenützt hat, ist selbstverständlich.

<sup>134</sup> Zit. S. 25 aus François Walther: *Lieux, paysages, espaces. Les perceptions de la montagne alpine du XVIIIe siècle à nos jours*. In: *Itinera* 12 (wie Anm. 125), S. 14–34.

<sup>135</sup> Siehe oben S. 39.

Umgekehrt dient der Alpenmythos zur Abgrenzung gegen aussen. Zwar gibt es, genau genommen, noch andere Alpenländer, aber für kein Volk ausser den Eidgenossen ist das Gebirge – symbolisch für beides, Geographie und Geschichte – ein Stützpfiler für die Identität der Nation, ihr Stolz und unverwechselbarer Besitz, geeignet zur Distanzierung von den Nachbarn ebenso wie zur Charakterisierung der Eigenart. Damit reiht sich der Alpenmythos ein unter die andern Stützen des «Sonderfalls Schweiz» wie: Föderalismus, sprachliche und kulturelle Vielfalt, Demokratie, Neutralität, wirtschaftlicher Erfolg.<sup>136</sup>

Der Alpenmythos, im 18. Jahrhundert begründet, im 19. Jahrhundert für die gesamte Schweiz verallgemeinert, entfaltete seine stärkste Kraft zur Zeit der schweren Bedrohung kurz vor und während dem Zweiten Weltkrieg: Als ein Hauptthema der «geistigen Landesverteidigung» mobilisierte er den Willen zum Widerstand, und schliesslich, erstarrt zum Alpenréduit, wurde er zur letzten Zuflucht des Landes proklamiert. Seither hat das Verkehrsvolumen über und durch die Alpen derart zugenommen, dass eine Volksinitiative zum Schutze der Alpen vor dem überbordenden Strassenverkehr – vielleicht allein schon um des Namens «Alpeninitiative» willen – mit kräftiger Unterstützung durch die Tiefländer 1994 von einer Mehrheit des Schweizervolkes gutgeheissen wurde.

Offensichtlich bleibt das Konstrukt «Alpenmythos» weiterhin wirksam. 1994 schreibt ein Deutschschweizer:

Die Schweiz ist kein Land von Äplern, aber sie stellt sich als solches dar. Entgegen der demographischen, geographischen, sozialen Wirklichkeit sind die Schweizer in ihrer nationalen Emblematisierung ein Volk der Hirten. Das Auseinanderklaffen von schweizerischer Realität und den Klischees vom schweizerischen Schweizer hat eine lange Geschichte. Aber andererseits ist die auch wieder kürzer, als der Schweizer selbst sich sie vorstellt.<sup>137</sup>

Zum «Volk der Hirten» (übrigens eine Formulierung aus Schillers «Tell»!) zählt sich der Tiefländer freilich nicht mehr ganz; aber die Verwandtschaft und Sympathie zu Hirten und Bauern spürt er immer noch. Vermutlich wird auch deswegen die Akkulturation der Schweizer an die übermächtig auftretende europäisch-amerikanisierte Zivilisation und Mentalität gebremst und verzögert.

Nach einer langen Schleife hin bis zur Gegenwart lenke ich zurück zu den Ursachen und Auswirkungen des Sonderbundskonflikts. Ich bin mir bewusst, dass ich

<sup>136</sup> Mit Ausnahme der Neutralität in der Aussenpolitik, die 1847 nicht aktuell war, ist Kohl auf jedes dieser Stichworte eingegangen, sogar auf den Erfolg in der Wirtschaft, der zu jener Zeit noch nicht offensichtlich war (siehe oben S. 10f.). Der Stolz auf Exporterfolge mit Qualitätserzeugnissen (die Armbrust als Ausweis für Schweizer Qualität!) scheint vor allem im 20. Jahrhundert ein «gewandeltes Nationalbewusstsein» begünstigt zu haben. Darüber Hans Utz [junior]: Ein neues Nationalbewusstsein? In: Urs Altermatt/Judit Garamvölgyi, Hg.: Innen- und Aussenpolitik. Festschrift zum 60. Geburtstag von Walther Hofer. Bern/Stuttgart 1980, S. 647–663.

<sup>137</sup> Peter Rüedi im Vorwort zu Christian Seiler: Verkaufte Volksmusik. Die heikle Gratwanderung der Schweizer Folklore. Zürich 1994, S. 7.

mich in diesem weiten Problembereich festgelegt habe auf den Modernisierungsprozess und zwei seiner Krisen: einerseits die Krise zwischen der «conservativen» und der «fabricirenden» Schweiz im Vorfeld des Krieges, andererseits die Krise im Bundesstaat, verursacht durch den Identitätsverlust wegen dem Tempo des Fortschritts und gemildert durch den Rückgriff auf den Alpenmythos. Mein thesenhafter Versuch einer Interpretation könnte, wie ich hoffe, immerhin einen Zusammenhang ins Licht rücken, der, wie ich meine, noch nicht ausgiebig diskutiert worden ist.

Ich wage es, die «Neuerfindung der Urschweiz» als eine besondere Art von mentaler Akkulturation nach rückwärts zu klassieren: Der Mythos von Alpenlandschaft und Freiheitskampf, verankert in der Urschweiz, wird von der siegreichen Neuschweiz übernommen und rezipiert, gleichsam als Kompensation für den schwindenden Einfluss der Alpenbewohner in der Schweizer Politik und Wirtschaft.<sup>138</sup> Damit ist eigentlich unter friedlichem Vorzeichen der Sonderbund rehabilitiert.

Auch Kohl hat sich mit der offiziell ganze zwei Jahre dauernden Existenz des Sonderbunds nicht begnügen wollen, sondern ihm sozusagen «ewige» Dauer zugeschrieben:

«Diese alten, in einer ungeheueren Masse von unzugänglichen Bergen versteckten Cantone haben von uralten Zeiten her einen anderen Willen gehabt als die Einwohner der sogenannten ebenen Schweiz.» (I, S. 65)

Kohl setzt an zu einem ausführlichen historischen Exkurs: Er geht aus vom Widerstand der Alpenbewohner, hinhaltend oder erfolgreich, zuerst gegen die Herrschaft der Römer, dann gegen die christliche Mission, später gegen die Eroberung durch die Österreicher, gegen die Reformation der Kirche, gegen die einbrechenden Franzosen und ihre Revolution, und er schliesst ab:

Die Urcantone haben gegen die neuen Ansichten, die aus der ebenen Schweiz vordrangen, ganz auf dieselbe Weise einen Sonderbund gemacht, wie sie einen solchen schon vor vielen Jahrhunderten bei vielfachen Gelegenheiten gegen die Burgunder, gegen die deutschen Kaiser, gegen die österreichischen Herzoge, gegen die Franzosen schlossen. Dieser Sonderbund ist daher eigentlich so alt wie die Schweizergeschichte selbst und steckt vermuthlich schon unter dem verborgen, was die Römer *gentes indomitae* [ungezähmte Stämme] nannten. Das Alter aller geselligen Zustände und Verhältnisse in diesen Urcantonen, die Unveränderlichkeit der Sitten und des Charakters dieser einfachen Hirtenvölker, und die Dauer ihrer merkwürdigen politischen Verfassung geben diesen Ländern und Leuten ein hohes Interesse, und ich stieg daher auf der steilen Seite des Brünigs, nicht ohne eine spannende Emotion zu empfinden, in das Land [Obwalden] selber hinab. (I, S. 66)

<sup>138</sup> Crettaz spricht von «L'idéalisation de la montagne pendant que la ville domine». Bernard Crettaz: *Modernité, traditions en folie. Est-ce la fin des Alpes?* In: *Itinera* 12 (wie Anm. 125), S. 256–276. Zit. S. 266.

Diese kühne Reduktion der Schweizergeschichte auf den Abwehrkampf des «uralten Sonderbunds» gegen geistige Einflüsse oder militärische Invasionen vom Tief-land her, kann man wie ein früherer Leser des Exemplars der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern mit der Randbemerkung «falsch» rundweg abtun. Die Frage, ob allenfalls aus diesen zwei Textausschnitten ein wahrer Kern herauszuschälen wäre, gebe ich meinen Lesern weiter. Vielleicht liesse sich sogar eine entfernte Verwandtschaft zwischen Kohls Sonder-Bund und der bis heute wirksamen Kategorie des «Sonder-Falls» vermuten?

Zu Kohls These vom «uralten Sonderbund» zwei weitere Überlegungen, eine theoretische und eine praktische. Wie wir wissen, bemühte sich Kohl als Pionier, der Ethnographie den Status einer Wissenschaft zu verschaffen. Wollte er über das blosses Sammeln von Fakten und Eindrücken hinausgelangen zu Vergleichen und zu Strukturen, so musste er als Gerüst «Arbeitshypothesen» aufstellen. Mit dieser Methode ging er daran, über den Positivismus hinaus eine Theorie zu entwickeln. Als einer der ersten, welche Geographie auch theoretisch betrieben haben, wird er erst heutzutage wieder von Fachleuten gewürdigt.<sup>139</sup>

Mehr Verständnis für Kohls These als jener Berner Leser bringt auf, wer sich erinnert, dass uns dieser Text zugleich an den Beginn seiner ersten Entdeckungsreise in die Urkantone zurückversetzt. Bisher hatten sich seine Ausflüge auf die Umgebung des Bödeli beschränkt; er hatte in der «Berner Stadt- und Cantonsbibliothek»<sup>140</sup> viel treffliches Material» (I, S. 11) studiert und wohl daraus seine «Arbeitshypothese» konstruiert. Jetzt erst kann er sie der Praxis aussetzen. Kohl wird die Urschweiz mit der Neugierde des Ethnographen beobachten und mit kühlem Kopf und warmem Herzen die Symptome des Sonderbunds konflikts festhalten. Vom wirklichen Befund her wurde seine einseitige These alsobald relativiert. Zwar musste dem durchreisenden Ausländer Wichtiges entgehen; hingegen konnte er als Weitgereister im Schweizer Mikrokosmos das grosse Weltgeschehen gespiegelt erkennen. Jedenfalls lag ihm ferne, vom Ausgang des Konflikts her seinen Bericht zu färben oder zu verfälschen. Solche subjektiven Verzerrungen findet man häufig in Texten der von Edgar Bonjour abgedruckten Schweizer Zeitgenossen, gruppiert als «Besiegte» und «Sieger»,<sup>141</sup> ebenso in jenen späterer Historiographen des Bundesstaates. Wenn auch Kohl hinterher vom Ausgang des Krieges vernahm, so korrigierte er nicht seine Notizen dementsprechend, sondern gestand bloss die Hilflosigkeit des Historikers ein, sobald die aktuelle Geschichte unheimlich über ihn hereinbricht.

<sup>139</sup> Gottfried Pfeifer «... man sollte J. G. Kohl nicht vergessen» In: Mensch und Erde. Festschrift für E. Müller-Wille, Münster 1976, S. 221–236. «Kohl sollte aus seiner Randposition in der Geschichte der Geographie doch in eine zentrale Stellung gerückt werden. Sein Werk «Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche» [Dresden 1841] ist eine Pionierleistung, ein erstes Standardwerk der theoretischen Geographie», S. 236.

<sup>140</sup> Fast alle Bücher, die in den Bibliographien von Kohls Werken aufgeführt werden, sind in der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern vorhanden. Entweder war er zu seiner Zeit ein sehr beliebter Schriftsteller, oder er hat diese Bibliothek aus Dankbarkeit für die «gastfreundliche» Aufnahme (I, S. 11) beschenkt.

<sup>141</sup> Edgar Bonjour: Das Schicksal des Sonderbundes in zeitgenössischer Darstellung. Aarau 1947.

Die Beschäftigung mit dem Sonderbundskonflikt scheint mir heute angezeigt, nicht wegen der genau anderthalb Jahrhundert Distanz, sondern vielmehr wegen der Nähe derselben Probleme, die uns noch verschärft entgegentreten: In der ganzen Menschheitsgeschichte ist, wie ich glaube, niemand wie wir Zeitgenossen einem derart gewaltigen Modernisierungsschub ausgeliefert gewesen, nicht bloss in den Veränderungen von Technik und Wirtschaft, sondern auch in jenen der Wertvorstellungen und ihrer sozialen Konsequenzen: Wir haben die Orientierung verloren. Die daraus folgende Identitätskrise des Schweizervolkes kreist ebenfalls um die Frage, ob es gelingen wird, die vor 150 Jahren anstehende nationale Frage jetzt auf der internationalen Ebene einer Lösung entgegenzuführen. Ein Rückgriff auf den Alpenmythos dürfte dazu kaum mehr ausreichen.

Mein allererstes Zitat aus Kohl ist lakonisch im Vergleich zu seiner These vom «uralten Sonderbund»: «Der große Strom des Fortschritts, der während der Neuzeit Europa durchfluthete, hat diese Schweizer Urstaaten, wie es scheint, noch wenig von jenem Flecke gebracht, wo sie vor Jahrtausenden standen.» (II, S. 37 f.) Am Ende seiner Reise hätte er gemäss seiner Einsicht die Unbeweglichkeit der Urschweiz relativieren müssen. An Kohls Grundidee jedoch vom Kontrast zwischen Modernisierung und Beharren ist durchwegs festzuhalten; ebenso wie an Kohls Sehnsucht, aus dem Wechsel in die Dauer, zu den Ursprüngen zurückzukehren. Kohls Suche nach der Alpenidylle erwies sich als Illusion. Der Alpenmythos, eine verwandte Illusion, hat überdauert.

*Anschrift des Verfassers:*

Prof. Dr. Hans Utz, Jetzkofenstrasse 20, 3038 Kirchlindach

#### ABBILDUNGSNACHWEIS

Abb. 1: Stiftsarchiv Engelberg; Abb. 2: Staatsarchiv Uri (Neg. Nr. 8762); Abb. 3: Felix Rickenbacher, Schwyz; Abb. 4: Odilo Ringholz: Geschichte des Benediktinerinnenklosters zu Allen Heiligen in der Au bei Einsiedeln. Einsiedeln 1909, S. 7.